

in Kooperation mit der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der ÖAW.*

erschienen in: Ernst, Petra/Haring, Sabine/Suppanz, Werner (Hg.): *Aggression und Katharsis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne.* Wien: Passagen 2004 (Studien zur Moderne 20), pp. 93-134.

1 Mauthner, Fritz: *Gottlose Mystik.* Dresden: C. Reissner [1924], p. 29.

2 Cf. u.a. Flasch, Kurt: *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg.* Ein Versuch. Berlin: Fest 2000. Für den deutschsprachigen Teil der Habsburgermonarchie cf. u.a. Weigel, Hans/Lukan, Walter /Peufuss, Max Demeter: *Jeder Schuß ein Ruß, jeder Stoß ein Franzos. Literarische und graphische Kriegspropaganda in Deutschland und Österreich 1914-1918.* Wien: Brandstätter 1983.

3 Lütkehaus, Ludger: Nachwort. In: Mauthner, Fritz: *Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin.* Berlin, Wien: Philo 2001, p. 383. Meines Erachtens zutreffend führt Lütkehaus diesen »Sündenfall« auf »Überidentifikation« mit der deutschen Nation zurück.

4 Cf. Flasch 2000, insbes. pp. 345-351.

5 Die überaus aufwändig gestaltete Website der *Fritz Mauthner Gesellschaft – Verein der Sprachkritiker* ging bspw. auf Mauthners Kriegstexte so gut wie gar nicht ein. Cf. <http://www.mauthner-gesellschaft.de/mauthner/index.html> [nicht mehr online verfügbar].

6 Kühn, Joachim: *Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk.* Berlin, New York: de Gruyter 1975, cf. insbes. pp. 257-266.

7 Cf. Gottlob Freges politisches Tagebuch. Hg. v. Gottfried Gabriel u. Wolfgang Kienzler. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42 (1994), pp. 1057-1066. Auch in diesem Fall waren die einschlägigen Reaktionen von Ratlosigkeit geprägt: So konstatiert etwa Freges Biografin Verena Mayer - Mayer, Verena: *Gottlob Frege.* München: Beck 1996, p. 32. - schlicht, dass man solche »Aussagen [...] von einem nüchternen Logiker kaum erwartet hätte«. Cf. dazu auch: Ritter, Henning: *Logik des*

*Sprachkritik war mein erstes und mein letztes Wort. Nach rückwärts blickend ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis, nach vorwärts blickend, mit Illusionen spielend, ist sie eine Sehnsucht nach Einheit, ist sie Mystik.*¹
Fritz Mauthner

Die Kriegsbegeisterung einer großen Zahl der deutschen und auch österreichischen Intellektuellen zu Beginn und während des Ersten Weltkriegs und ihr publizistischer Niederschlag sind vergleichsweise gut erforscht und dokumentiert,² sie wurde im Übrigen auch von ihren Kollegen auf der Gegenseite geteilt. Es ist nicht die Absicht der vorliegenden Studie, unter dem Motto *auch der also* den bereits vorliegenden einschlägigen Arbeiten einfach ein weiteres Kapitel gleichsam additiv anzufügen und aus der bequemen Perspektive späteren Bescheidwissens wohlfeile moralische Entrüstungsaufschwünge vorzuführen. Fritz Mauthners (1849-1923) Kriegsschriften verdienen aber in mehrfacher Hinsicht besonderes Interesse.

Zum einen ist der Umstand bemerkenswert, dass derjenige, der sich hier auf eine besonders radikale Art äußerte, ein anerkannter philosophischer *Sprachkritiker* war und im Besonderen auch ein *Kritiker des öffentlichen Sprachgebrauchs*; auf diese »Anomalie« ist bereits mehrfach in der Sekundärliteratur hingewiesen worden. Ludger Lütkehaus spricht etwa im Nachwort zu dem unlängst erschienenen Nachdruck von Mauthners Roman *Der neue Ahasver* von einem »nach wie vor irritierende[n] antihumane[n] Sündenfall«,³ und auch Kurt Flasch geht in seiner Studie *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg* recht ausführlich auf Mauthner ein und äußert Befremden und Irritation.⁴ Beide Autoren schließen damit im Übrigen an zeitgenössische Kommentare zu dessen Kriegstexten an: Der irritierende Umstand, dass ausgerechnet der radikale Sprachkritiker Mauthner – offensichtlich aus tiefster innerer Überzeugung – auf den Zug der offiziellen Kriegspropaganda aufgesprungen war und dies auch noch explizit durch – dem Anspruch nach – »philosophische« Argumente zu rechtfertigen suchte, war bereits von Zeitgenossen und besonders auch von ehemaligen Weggefährten Mauthners als befremdlich vermerkt worden. Die Mauthner-Forschung hat sich denn auch mit dessen Kriegsschriften einigermaßen schwer getan und sie – im Allgemeinen – mehr oder weniger »umschwiegen«⁵; Joachim Kühn, der Verfasser der bislang ausführlichsten Mauthner-Biografie – ihr Titel lautet bezeichnenderweise *Gescheiterte Sprachkritik*⁶ – hat sich eben dadurch, dass er vergleichsweise ausführlich auf dieses offenkundig peinliche Thema eingegangen ist, im Kreise der »Mauthnerianer« nicht unbedingt Freunde gemacht.

Man könnte es sich nun recht einfach machen und darauf verweisen, dass Mauthner kein Einzelfall ist: Nicht erst seit der Veröffentlichung von Auszügen der Tagebücher Gottlob Freges (1848-1925) im Jahr 1994⁷ – in denen sich der Stammvater der modernen Logik als wüster Antisemit und Protofaschist entpuppte – weiß man, dass auch hochrationale Denker in politischen Fragen zuweilen erschreckend Einfältiges von sich geben. Was Mauthners Kriegspublizistik aber gerade besonders interessant macht, ist der Umstand, dass ihre dramatische Radikalität – so die grundlegende Hypothese der vorliegenden Analyse – im Wesentlichen aus der Identitätsproblematik eines im multikulturellen Milieu Zentraleuropas sozialisierten Denkers resultiert. Die Einordnung Mauthners in einen national deutschen, in der Sprache der Zeit »reichsdeutschen« Zusammenhang, wie sie etwa noch Flasch explizit vornimmt, greift daher wesentlich zu kurz; ich meine, dass sein Werk sich insgesamt, im Besonderen aber was seine Kriegsschriften anbelangt, ohne Berücksichtigung seiner biografischen Verankerung in der Habsburgermonarchie, konkret im Königreich Böhmen, gar nicht angemessen interpretieren lässt; ein Umstand, auf den Mauthner selbst in seiner Autobiografie mehrfach ausdrücklich hinweist.⁸

Die folgenden Ausführungen gliedern sich in drei thematische Schwerpunkte, die allerdings im Rahmen dieser notgedrungen kurz gefassten Analyse nur in ihren allgemeinen Grundzügen skizziert werden können.

Erstens sollen die grundsätzlichen Argumentationslinien Mauthners in seinen Kriegsschriften dargelegt werden. Zweitens soll erläutert werden, dass seine Kriegsschriften keineswegs einen völligen Bruch mit seinen sprachkritischen Auffassungen darstellen – wie zumeist behauptet wird –, sondern dass sie sich durchaus in seine sprachphilosophischen

Ressentiments. Sein Kampf: Gottlob Freges politische Bekenntnisse. In: Flöhl, Rainer/Ritter, Henning (Hg.): Wissenschaftsjahrbuch 96. Natur und Wissenschaft – Geisteswissenschaften, Frankfurt /M., Leipzig: Insel 1996, pp. 493-497; Engler, Wolfgang: Pathologische Vernunft. Der Philosoph als Antisemit: Gottlob Freges politisches Vermächtnis. In: Die Zeit v. 27.01.1995, p. 59; Wie Mauthner war auch Frege begeisterter Bismarck-Bewunderer, im Gegensatz zu diesem hat er sich jedoch zum Ersten Weltkrieg nicht nachdrücklich öffentlich geäußert; seine politischen Bekenntnisse fallen vielmehr in die Zeit nach 1918 und sind insbes. durch frühe Hitler-Verehrung gekennzeichnet. Ob Frege die Absicht hatte, seine nur in privaten Aufzeichnungen vorliegenden politischen Kommentare auch öffentlich zu machen, gilt als umstritten, kann aber jedenfalls nicht ausgeschlossen werden.

8 Cf. dazu Mauthner, Fritz: Erinnerungen 1. Prager Jugendjahre, München: Georg Müller 1918. Die beabsichtigte Fortsetzung – die aus der Deklaration als »erster Band« unmissverständlich hervorgeht – kam nicht mehr zustande.

9 Cf. u.a. Mauthner, Fritz: Allerlei Kriegsmythologie, in: Berliner Tageblatt v. 06.04.1917, unpaginiert.

10 Cf. Sösemann, Bernd: Theodor Wolff. Ein Leben für die Zeitung. München: Econ 2000. Der jährlich vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger verliehene Journalistenpreis der deutschen Zeitungen ist nach dem ehemaligen Chefredakteurs des Berliner Tageblatts benannt.

11 Cf. Kühn 1975, p. 260.

12 Mauthner, Fritz: Wer ist Henri Bergson?. In: Berliner Tageblatt v. 13. 10.1914, unpaginiert. Im Folgenden zit. n.: Mauthner, Fritz: Bergson. In: Ders.: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Philosophie der Sprache 1. 2. erw. Aufl., Leipzig: F. Meiner 1923, pp. 162-170.

13 Cf. Mauthner: 1923, p. 162.

14 Ibid., p. 167.

15 Mauthner, Fritz: Ehre. In: Ders.: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1. München: Müller 1910, pp. 197-211, insbes. p. 199f.

16 Derartige Studien über sich in der Philosophie äußernde »Nationaleigenschaften« hatten in der Zeit des Ersten Weltkriegs Konjunktur. Als umfassenderes und

Ausführungen einfügen; dies läuft in letzter Konsequenz auf eine teilweise Neuinterpretation von Mauthners »Sprachphilosophie« hinaus, die sich aber auf dessen eigenes Urteil berufen kann: Fritz Mauthner selbst hat nämlich mit völligem Unverständnis auf den Vorwurf reagiert, dass seine Kriegspublizistik im Widerspruch zu seinen sprachphilosophischen Ausführungen stünde; und dies, wie im Folgenden gezeigt wird, mindestens im Ansatz durchaus zu Recht. Drittens soll zumindest in allgemeinen Grundzügen angedeutet werden, dass sowohl Mauthners Sprachkritik als auch seine eben nur scheinbar im Widerspruch dazu stehenden Kriegsschriften aus seiner Biografie, genauer aus seiner Sozialisation als deutschsprachiger Jude, der in einem der Brennpunkte des zentraleuropäischen Nationalitätenkonflikts aufgewachsen war, erklärbar sind. Dabei möchte ich in methodischer Hinsicht gleich an dieser Stelle klarstellen, dass im Folgenden ausdrücklich an der Scheidung zwischen *Entdeckung*- und *Durchsetzungszusammenhang* einerseits und *Begründungszusammenhang* andererseits festgehalten wird: Es soll aber nicht primär um eine inhaltliche Kritik an Mauthners sprachphilosophischen Positionen gehen – wiewohl es dafür zahlreiche Anknüpfungspunkte gäbe –, der Schwerpunkt der Ausführungen liegt vielmehr auf einer im weitesten Sinn »wissenschaftssoziologischen« Perspektive.

Fritz Mauthner hat sich früh auf seine Position zum Krieg festgelegt und daran nicht nur bis 1918, sondern bis zu seinem Lebensende im Jahr 1923 festgehalten: Er interpretierte den Krieg als einen dem deutschen Volk aufgezwungenen Verteidigungskampf, in dem es um nichts weniger gehe als um das Überleben der deutschen Sprache und der deutschen Kultur. Kriegsziel der »Feinde« sei es, so Mauthners mehrfach dokumentierte Auffassung, die Deutschen als Nation zu eliminieren, sie in die Zeit vor der Reichseinigung, ins »Mittelalter« zurückzuwerfen.⁹

Bemerkenswerterweise ist sein allererster Kriegsartikel nie erschienen. Einen im August 1914 an das *Berliner Tageblatt* übermittelten Essay bekam er mit einem erläuternden Begleitschreiben des mit ihm befreundeten Redakteurs Theodor Wolff¹⁰ (1868-1943) zurückgeschickt, in dem ihm – der immerhin seit Jahrzehnten für die Zeitung geschrieben hatte – die Gründe für die Ablehnung dargelegt wurden: Das Blatt wolle sich selbst im Kriege nicht auf den Standpunkt »untilgbaren Völkerhasses« stellen.¹¹ Wenn man weiß, was damals alles publiziert wurde, so mag man ungefähr ermessen, wie radikal Mauthner formuliert haben muss. Sein erster im *Tageblatt* publizierter Kriegsartikel erschien schließlich Mitte September 1914 und stellte, der äußeren Form nach, eine Kritik an dem französischen Philosophen Henri Bergson (1859-1941) dar¹² – in der Tat ein auf den ersten Blick ungewöhnlicher Rahmen für Kriegspublizistik. Bergson wird dabei als typisches Beispiel für die Degeneriertheit französischen Denkens und Nationalcharakters dargestellt, seine Philosophie sei bloßer »glatter Lack«, den »federgewandte deutsche Schriftsteller« nicht ernst nehmen könnten. Ja, es wird geradezu als ein tieferer Sinn des Krieges dargeboten, dass die »Lächerlichkeit« der Philosophie Bergsons nun »im Lande Kants und Schopenhauers« offen zu Tage getreten sei.¹³ Bergson sei aber bloß ein besonders ins Auge stechendes Beispiel für die französische Philosophie und Literatur, die generell geprägt sei von »einem Stil der immer fertigen Phrasen, der leeren Antithesen, der nichtssagenden Überraschungen, eine[m] Stil, der für die Unterhaltung und für Briefe sehr bequem ist, für Behandlung der letzten Fragen aber nicht ausreicht.«¹⁴

Zu diesem Artikel sind mehrere Anmerkungen zu machen: Erstens war es keineswegs das erste Mal, dass Mauthner eine Kritik philosophischer Auffassungen in einen Angriff auf einen sich darin angeblich offenbarenden Mangel des »Nationalcharakters« umbog: Ähnliches findet sich bspw., in Bezug auf das ihm besonders verhasste England, im Artikel über die *Ehre* in seinem *Wörterbuch der Philosophie* von 1910¹⁵ – also bereits Jahre vor Kriegsausbruch. Man kann hier also durchaus von einer nachweisbaren Kontinuität in seinem Schrifttum sprechen.¹⁶ Zweitens betrachtete Mauthner dieses wüste antifranzösische Pamphlet explizit als Teil seines philosophischen Werkes; dies geht auch aus dem Schluss des Textes hervor, wo es gleichsam entschuldigend heißt: »Ich weiß, daß in diesen Tagen ein Aufsatz über solche philosophischen Dinge kaum lesbar sein wird [...] Heute ist jedem von uns vorläufig [...] das Mittagbrot jedes deutschen Soldaten wichtiger als die ganze Philosophie«¹⁷; darüber hinaus hat er sich auch nicht gescheut, diesen Hetzartikel in unveränderter Form in die 1923 erschienene erweiterte Neuauflage seines *Wörterbuchs der Philosophie* aufzunehmen.¹⁸

Drittens gab gerade dieser Bergson-Artikel den Anstoß für die brieflich geführte Auseinandersetzung zwischen Mauthner und Gustav Landauer (1870-1919), die noch aus dem zeitlichen Abstand von mehr als acht Jahrzehnten nur mit Beklemmung ob der ausweglosen Tragik

methodischer argumentierendes
Werk cf. Wundt, Wilhelm: Die
Nationen und ihre Philosophie.
Kapitel zum Weltkrieg. Leipzig:
Alfred Körner 1915.
Das Büchlein wurde in der Zeit
des Nationalsozialismus – unter
Weglassung des Subtitels – in
der populären *Kröner-Reihe* neu
aufgelegt.

17 Mauthner 1923, p. 168. In einem
Brief an Gustav Landauer kam
Mauthner auf gerade diesen Passus
zurück: »[...] ich soll von Dir lernen,
daß das ein Unsinn sei. Ich bin
auch kein Heerführer und halte
doch einen Sieg gegenwärtig für
wichtiger als die ganze Philosophie.
Das ist vielleicht so dumm wie Du
glaubst; aber für mich kein Grund,
mein Gefühl nicht auszusprechen,
so dumm es sein mag. Prüfe
Dich doch einmal, ob Deine
Selbstgerechtigkeit Dich nicht in
dieser aufgeregten Zeit ungerecht
macht gegen meine Persönlichkeit.«
Brief Fritz Mauthners an Gustav
Landauer, undatiert [verm. Oktober
1915]. In: Delf, Hanna (Hg.): Gustav
Landauer und Fritz Mauthner.
Briefwechsel 1890-1914.
München: Beck 1994, p. 303.

18 Die Umstände der Entstehung
des Textes wurden dabei von
Mauthner in einer ergänzenden
Fußnote erläutert.

19 Cf. Mauthner, Fritz: Beiträge
zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde.
Stuttgart: Cotta'sche Buchhandlung
1901/02.

20 Brief Gustav Landauers an Fritz
Mauthner v. 29.09.1914. In: Delf
1994, p. 292.

21 Ibid., p. 293.

22 Brief Gustav Landauers an Fritz
Mauthner v. 2.11.1914. In: Delf 1994,
p. 293.

23 Brief Fritz Mauthners an Gustav
Landauer v. 15.11.1914. In: Dies., p. 295.

24 Brief Gustav Landauers an Fritz
Mauthner v. 26.12.1918. In: Dies.,
p. 355.

25 Brief Gustav Landauers an Fritz
Mauthner v. 11.03.1919. In: Dies.,
p. 362.

26 Cf. Maximilian Harden an Auguste
Hauschner v. 9.11.1918. In: Beradt,
Martin/Bloch-Zavrel, Lotte (Hg.):
Briefe an Auguste Hauschner, Berlin:
Rowohlt 1929, p. 171. Dort heißt es
über Mauthner: »Seit Jahren suche
ich seine Existenz zu vergessen.
Denn sein Handeln hat seine Lehre
völlig entwertet.«

dieser bis zuletzt von beiden Seiten von gegenseitigem Respekt und Freundschaft geprägten
Verbindung zu lesen ist. Landauer war Mauthners engster persönlicher Freund, er betrachtete
sich explizit als dessen Schüler und hatte ihn bei der Abfassung der dreibändigen *Beiträge
zu einer Kritik der Sprache*¹⁹ auch redaktionell unterstützt. Landauer sandte nun als Reaktion
einen Brief an Mauthner, in dem er den Bergson-Text wörtlich »rundheraus und ungemildert
Chauvinismus und widerwärtige Retaliation«²⁰ nannte: »Ich werde Dich in diesem Punkt nie
verstehen: habe viel zu großen Respekt vor Dir, als daß ich Dich da noch verstehen könnte.«²¹
An diesen Brief schloss sich eine intensive Auseinandersetzung an: Der Sprachkritiker Fritz
Mauthner, so Landauer, hätte gerade im Krieg eine Aufgabe gehabt, aber »dieser Krieg ist
eine Angelegenheit der Du nicht im entferntesten gewachsen bist«.²² Mauthner, der im All-
gemeinen auf Kritik sehr empfindlich und gelegentlich auch heftig reagierte, zeigte sich in
diesem Fall sichtlich getroffen und versuchte, sich zu rechtfertigen: »Bei mir ist Todesangst
um Deutschland das beherrschende Gefühl, bei Dir offenbar nicht [...] Wenn ich mit einem
Fingerdruck England in die Luft sprengen könnte, so täte ich's und wäre glücklich.«²³ Dieses
Motiv der »Todesangst um Deutschland« taucht in der Folge sowohl in den Briefen an Landauer
als auch in Mauthners veröffentlichten und privaten Aufzeichnungen immer wieder auf – es
kann in der Tat kein Zweifel daran bestehen, dass er tatsächlich zutiefst davon überzeugt war,
dass »Deutschland« in diesem, wie er es sah, »aufgezwungenen« Krieg ums nackte Überleben
seiner Sprache und Kultur kämpfe. Landauer freilich vermochte darin nicht »Größe des Ziels«,
sondern nur bloße »Sentimentalität«²⁴ zu erkennen und konstatierte in einem seiner letzten
Briefe an Mauthner traurig, dass sie beide »auf zwei verschiedenen Sternen« lebten und sich
im Grunde nur mehr »einbilden« würden, »miteinander zu reden«.²⁵

Ausdrücklich weist Mauthner in den Briefen an Landauer aber auch darauf hin, dass er nicht
in der Lage sei, den von Landauer und auch von anderen Kritikern wie Maximilian Harden²⁶
(1861-1927) und Theodor Haecker²⁷ (1879-1945) privat oder auch öffentlich konstatierten
Widerspruch zwischen seiner Sprachkritik und seiner Haltung zum Krieg zu erkennen, ja er
kündigt schließlich sogar an, den Zusammenhang zwischen Sprachkritik und Kriegspublizistik
in einem eigenen sprachphilosophischen Buch darzulegen.²⁸ Landauer erwiderte darauf, dass
ihm bei dem Gedanken, dass Mauthner »während des Kriegs [...] ein Buch über Fragen der Art
schreiben [wolle], [...] nicht wohl zu Mut«²⁹ sei. Dieses Buch ist in der Tat geschrieben worden,
es ist unter dem Titel *Muttersprache und Vaterland* im Jahr 1920 erschienen.³⁰ Landauer,
an den das Buch gerichtet war, sollte die Veröffentlichung nicht mehr erleben, er wurde im
Zuge der Niederschlagung der Münchner Räterepublik im Jahr 1919 von Angehörigen der
rechten »Freikorps« ermordet, im buchstäblichen Wortsinn zu Tode geprügelt. Es verdient
erwähnt zu werden, dass sich Mauthner, ungeachtet aller überdeutlich aufgebrochenen
weltanschaulichen Differenzen, in seinem Nachruf auf Landauer uneingeschränkt zu seinem
ermordeten Freund bekannte: »Es erscheint mir [...] Pflicht, mich zu ihm zu bekennen.«³¹

Mauthner war von Landauers Kritik zwar offenkundig persönlich getroffen, ließ sich durch
sie aber keineswegs davon abhalten, weiterhin Kriegspropaganda zu veröffentlichen. Er sah
diese Schriften als seinen Beitrag zum Durchhaltewillen an und hielt sich selbst an seine auch
veröffentlichte Maxime: »Jedes Wort, das den Feinden nützen kann, ist [...] ein Verbrechen am
eigenen Volke.«³²

Jetzt sind wir alle Optimisten geworden, Optimisten gegenüber unserem eigenen
Volke. Ob wir vorher [...] hinunterblickten und in der Philosophie die höchste
Aeußerung des menschlichen Geistes sahen, nach den inneren Erlebnissen der
letzten Wochen müssen wir gestehen: der Krieg kann von der Philosophie nichts
lernen, aber Psychologie und Moral haben vom Kriege gar mancherlei zu lernen.
Und noch eine Frage, die allerälteste Frage jedes beladenen Menschen und der
praktischen Philosophie, die Frage nach dem Sinn des Lebens, hat eine neue Antwort
erhalten oder doch eine Antwort, die immer wieder vergessen worden war. [...] Da
kam der große Krieg und der Sinn des Lebens hatte auf einmal einen neuen Inhalt,
weil der Tod einen Sinn bekommen hatte. Der Instinkt der Gemeinsamkeit war in
langen Friedensjahren schwächer und schwächer geworden; ein jeder, der starb,
starb nur sich selber, vielleicht auch noch einigen Angehörigen. Jetzt ist der Instinkt
der Gemeinsamkeit wieder da, in seiner ganz natürlichen Stärke. Wie der Instinkt
der Mutterliebe. Wie der Instinkt einer Ameise. Wer stirbt, stirbt nicht mehr sich
selber. Der Rausch des Todes ist über unser Land gekommen. Das ist doch etwas, was
die Philosophie vom Kriege gelernt hat: den Sinn des Todes deuten. Die eigentliche
Philosophie, die nüchterne Erkenntniskritik, hat vorläufig zu schweigen. Erst müssen
wir als ein ganzes, als ein Volk leben, erst müssen wir dieses Volkslebens sicher sein,

27 Cf. Haecker, Theodor: Der Krieg und die Führer des Geistes. In: Der Brenner 5 (1915), pp. 130-187, insbes. pp. 133-136 und pp. 151-160. Dort heißt es über Mauthner, seine Kriegstexte seien der »Einbruch des Affen in das Menschenreich« (p. 134).

28 Cf. Fritz Mauthner an Gustav Landauer v. 21.12.1915, in: Delf 1994, p. 312.

29 Gustav Landauer an Fritz Mauthner, 26. Dezember 1915, in: Delf 1994, p. 312. Der Umstand, dass Landauer innerhalb von nur fünf Tagen, in die überdies die Weihnachtsfeiertage fielen (!), auf Mauthners Schreiben replizierte, belegt auch das immer noch klaglose Funktionieren der deutschen Post im zweiten Kriegsjahr, wobei offenkundig der weitgehend ungefilterte Gedankenaustausch über die politischen Zusammenhänge des Krieges ohne wesentlich spürbare Einwirkung einer kriegsbedingten Briefzensur übermittelt werden konnte.

30 Mauthner, Fritz: Muttersprache und Vaterland. Leipzig: Dürr & Weber 1920 (Zellenbücherei 38). Bemerkenswerterweise scheint die Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Landauer und Mauthner die recht offenkundige Identität des im Brief genannten Buchprojektes mit *Muttersprache und Vaterland* entgangen zu sein. Cf. Delf 1994, p. 460. Dass es sich bei diesem 1920 erschienenen Büchlein in der Tat um das gegenüber Landauer angekündigte Werk handeln dürfte, geht nicht nur aus dem Umstand hervor, dass es sich, wie von Mauthner brieflich angekündigt, um ein »kleines Buch« (von gerade 73 Druckseiten) handelt, sondern v.a. daraus, dass beträchtliche Teile des Manuskriptes bereits vor Abfassung des Briefes vom 21. Dezember 1915 in gedruckter Form vorlagen, mithin Teile von Mauthners Kriegspublizistik in das Buch direkt aufgenommen wurden! Cf. dazu insbes. Mauthner, Fritz: Der Krieg gegen die Fremdwörter. In: Berliner Tageblatt, 02.05.1915, unpaginiert. Dass Mauthner Landauer nicht explizit als Adressaten des Büchleins deklarierte, erklärt sich wohl hinreichend aus dem Umstand, dass er diesem – in Kenntnis seiner abweichenden Auffassungen – zugesichert hatte, ihn in diesem Zusammenhang nicht öffentlich zu nennen; cf. dazu: Brief Fritz Mauthners an Gustav Landauer v. 21.12.1915, p. 312. – Dass Mauthner sich nach der brutalen Ermordung seines Freundes sowohl an dieses Versprechen, als auch an die Zusage, seine Gegenargumente in Buchform zusammenzufassen, gebunden fühlte, erscheint jedenfalls nachvollziehbar.

bevor der einzelne wieder beschaulich zur Friedensphilosophie zurückkehren kann.³³

Die Frage nach der Moral im Krieg zu stellen, sei demgegenüber prinzipiell verfehlt, denn Moral sei »einfach die menschliche Sitte, insofern sie wichtig oder notwendig scheint für den Bestand eines Volkes. Die Moral ist – um einen darwinistischen Ausdruck zu gebrauchen – die arterhaltende Sitte.«³⁴

Es wäre ein Leichtes, seitenlang derartige Zitate aus Mauthners Kriegsschriften aneinander zu reihen, die wesentlichen Grundzüge seiner immer wieder repetierten Argumentation werden aber bereits aus den zitierten Textstellen ersichtlich: Der Krieg wird von Mauthner als Überlebenskampf der deutschen Kultur interpretiert, in dem die üblichen Maßstäbe von Moral und Sitte, Wahrheit und Lüge – von Mauthner leichthin als »moralische Schulwerte«³⁵ abqualifiziert – nicht zur Anwendung gelangen können; nach dem Sieg könne man dann wieder zu den alten Maßstäben zurückkehren, könne man auch wieder getrost Philosophie betreiben.

Es würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen, im Detail auf alle Texte aus Mauthners Kriegspublizistik einzugehen: Im Folgenden sei daher nur auf einige besonders aussagekräftige Beispiele verwiesen, wie etwa auf den dialogischen Text *Schutzpatron Bismarck... Ein Gespräch im Himmel*³⁶ aus dem Jahr 1914, in dem die deutschen Geistesgrößen der Vergangenheit, unter ihnen Goethe, Lessing und Kant, vor Bismarck, der eben zum Schutzpatron der Deutschen ernannt worden ist, ihren ehemals vertretenen humanistischen Idealen ab- und sich auf einen deutschnationalen Chauvinismus der krudesten Art einschwören. Goethe etwa merkt an:

[...] die Zeit der Weltverbrüderung [...] wir müssen's vertagen. Der Weltbund wäre ein elendes Stückwerk, wenn wir uns in ihm nicht als ein tüchtiges und mächtiges Glied behaupten und durchsetzen könnten. [...] Erst wenn wir uns von fremden Banden losgerissen haben, will ich geruhig überdenken, wann ich meinen lieben Deutschen aufs neue zu Zukunftsträumen raten mag.³⁷

Mauthners Lessing schlägt in die selbe Kerbe:

In zerrissenem Lande, ein Sachse, fritzisch von Herzen, ohne Kaiser und Reich, habe ich den Patriotismus geschmäht und ihn eine heroische Schwachheit genannt. Ich will es eben nicht eigentlich zurückgenommen haben. Es waren nur Worte. Aber zu vertagen ist Humanismus, wenn Patriotismus die Forderung des Tages ist.³⁸

Und Mauthners Kant fügt hinzu:

Ich traue der Güte der Menschennatur nicht mehr wie einst oft, will darum nicht wieder bei Ausbruch des Krieges den ewigen Frieden predigen. Vertagen möchte ich diese Idee, die nicht Idee wäre, wenn sie Wirklichkeit besäße. Möge dieser Krieg der letzte sein. Solange er währt, ist auch mein kategorischer Imperativ: die Kriegspflicht.³⁹

Dieser Text stellt das Mittelstück einer im Zeitraum von eineinhalb Jahrzehnten entstandenen Trilogie von *Bismarck im Himmel*-Dialogen dar, deren letzter Teil unter dem Titel *Bismarcks Trauer*⁴⁰ im Jahr 1919 veröffentlicht wurde; sie sind Ausdruck von Mauthners hypertropher Bismarck-Verehrung, die sich durch sein gesamtes Werk zieht und ihren Höhepunkt in der 1918 veröffentlichten Autobiografie *Prager Jugendjahre* findet, wo Bismarck zum eigentlichen Begründer der Sprachkritik ernannt wird, da er – wie Goethes Faust – die *Tat* an die Stelle des Wortes gesetzt habe:

Bismarck war mehr als Schopenhauer oder Wagner der Übermensch in Nietzsches aristokratischem Geniekultus. [...] Ebenso nah sahen wir Bismarck in seiner Begriffsverachtung dem Goethe, den der Sprachkritiker auch als den Feind aller Wortschälle verehrte. Jetzt verstanden wir das Lachen Bismarcks über die Wortmachereien der Parlamente, der Bezirksvereine und der regierenden Herrn. Der Mann der *Tat* verhöhnte die Schreiber als Menschen, die ihren Beruf verfehlt hätten. Handeln ist Menschenberuf. »Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.« [...] Der sprachkritische Gedanke lernte von Bismarck dasselbe, was er von Goethe gelernt hatte: im Anfang war nicht das Wort, im Anfang war die *Tat*.⁴¹

Die Autobiografie endet im Übrigen mit dem vom »Fließtext« abgesetzten, gesperrt gedruckten

31 Mauthner, Fritz: Zum Gedächtnis.
Nachruf auf Gustav Landauer. In:
Masken 16 (1919), pp. 300-304,
hier p. 301.

32 Mauthner, Fritz: Der Friede. Eine
gänzlich unpolitische Betrachtung.
In: Berliner Tageblatt v. 04.07.1915,
unpaginiert.

33 Mauthner, Fritz: Die Philosophie
und der Krieg. In: Berliner Tageblatt
v. 11.10.1914, unpaginiert.

34 Mauthner, Fritz: Die Moral im
Kriegszustand, Berliner Tageblatt, 43.
Jg., 1. November 1914, unpaginiert.

35 Ibid.

36 Cf. Mauthner, Fritz: Schutzpatron
Bismarck... Ein Gespräch im
Himmel. In: Aus deutschem Süden.
Kriegsflugblätter. 3. Sonderheft
Bismarck (1914), pp. 43-47.

37 Ibid., p. 44.

38 Ibid., p. 44.

39 Ibid., p. 44.

40 Mauthner, Fritz: Bismarcks Trauer,
Mai 1919. In: Ders.: Totengespräche.
In: Ders.: Ausgewählte Schriften 1,
Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1919,
pp. 160-167; cf. auch Mauthner,
Fritz: Bismarck, Oktober 1905.
In: Ders. 1919, pp. 150-159; cf.
weilers: Mauthner, Fritz: Zum
Bismarck-Tag (1885). In: Ders.,
Gelegenheitsgedichte. In: Ders.:
Ausgewählte Schriften 1, p. 210f. – In
diesem Gedicht wird Bismarck unter
Verweis auf das Nibelungenlied als
Siegfried und Hagen des deutschen
Volkes in einer Person präsentiert.

41 Mauthner 1918, p. 230f.

42 Ibid, p. 349. Zu Bismarck als
Anreger der Sprachkritik cf. u.a.
Mauthner, Fritz: Die Herkunft des
sprachkritischen Gedankens. In:
Die Zukunft 12/47 (1904), hg. v.
Maximilian Harden, pp. 10-23.
Kurt Flasch merkt an, dass deutsche
»Weltkriegstexte oft zum Streit
um das Erbe Bismarcks« führten,
da Bismarck sowohl »als das
große Urbild des wilhelminischen
Deutschland« aufgefasst, als
auch zum Ansatzpunkt für Kritik
an der Politik seiner Nachfolger
instrumentalisiert werden konnte.
Cf. Flasch 2000, p. 72.

43 Cf. Mauthner, Fritz: An Herrn
Anatol France. Ein offener Brief.
In: Berliner Tageblatt v. 31.10.1915,
unpaginiert.

44 Mauthner, Fritz: [Ohne Titel]
[Briefe aus der Heimat 53]. In: Der
Champagne-Kamerad. Feldzeitung

Satz: »Sancte Bismarck, magister germaniae, ora pro nobis«.⁴² Eine Vergöttlichung Bismarcks,
zugleich eine Apotheose des Deutschnationalismus, die kaum mehr eine Steigerung zulässt.

Beachtung verdient auch der im Jahr 1915 publizierte offene Brief an Anatole France (1844-
1924), der deshalb einen besonders fatalen Eindruck hinterlässt, weil hier dieselben Vorwürfe an
France gerichtet werden, die Landauer zuvor an Mauthner gerichtet hatte.⁴³ Bekenntnishafter
Charakter kommt überdies auch dem im Jahr 1917 in der Soldatenzeitschrift *Der Champagne-
Kamerad* ohne Titel publizierten Aufsatz zu, den Mauthner – gleichfalls in Form eines offenen
Briefes, in diesem Fall an einen auch namentlich genannten deutschen Soldaten gerichtet – als
»eine [...] Vorlesung [...] über unsere liebe Muttersprache«⁴⁴ definierte. Auf diesen Text wird im
Folgenden noch einmal zurückzukommen sein, wenn es um die biografischen Hintergründe
seiner »Todesangst um Deutschland« gehen wird.

Wie aber hängen diese Kriegstexte nun mit Mauthners sprachkritischem Werk zusammen?
Grundsätzlich bieten sich für eine philosophische Auseinandersetzung mit dem Thema
Sprache mehrere Zugänge an: Vereinfacht dargestellt kann zum einen vom Ideal einer
vollkommenen Sprache ausgegangen werden,⁴⁵ zum anderen kann Sprache aber auch als
soziale Praxis untersucht werden. Jene philosophischen Richtungen, die von einem ideal
verfassten Kommunikationsmedium ausgehen, lassen sich wiederum in zwei Gruppen
einteilen: Jene, die danach trachten, eine solche *Idealsprache* auf dem Wege der Normierung
des Sprachgebrauchs zu erreichen (wie etwa bspw. die Vertreter des *Wiener Kreises*) und
jene, die sich – angesichts des an einem solchen Ideal gemessen zwangsläufig stets
unzureichenden alltäglichen Sprachgebrauchs – zu einer grundsätzlichen Sprachskepsis
bekennen.⁴⁶ Mauthner ist eindeutig dieser letzteren Richtung zuzuordnen: Er vertrat eine
besonders radikale Variante eines *Nominalismus*, demzufolge Sprache unfähig sei, Wirklichkeit
abzubilden – dementsprechend sei Sprache auch als Erkenntnisinstrument ungeeignet. Es
war diese Grundüberzeugung Mauthners, die Wittgenstein im Punkt 4.0031 seines *Tractatus*
zu der berühmt-berüchtigten Formulierung veranlasste: »Alle Philosophie ist ›Sprachkritik‹
(allerdings nicht im Sinne Mauthners)«;⁴⁷ eine Feststellung, die bei aller Ablehnung immerhin
auf die Bekanntheit von Mauthners Auffassungen bei den Zeitgenossen verweist.⁴⁸ Wenn
Sprache aber als Erkenntnisinstrument ungeeignet ist, so müsste die folgerichtige Konsequenz
das Verstummen sein:⁴⁹ Mauthner benutzt für dieses Paradoxon, dass die Kritik der Sprache
nur mit den Mitteln der Sprache selbst möglich ist, dasselbe Bild, wie später Wittgenstein,
nämlich jenes von den Leitern, deren man sich, wenn man erst auf ihnen emporgestiegen sei,
entledigen müsse.⁵⁰ Die Metapher stammt jedoch nicht von Mauthner, sie dürfte bereits auf
Sextus Empiricus (2. Jh. n.Chr.) zurückgehen.

Von dieser Grundidee ausgehend, kritisierte Mauthner den öffentlichen Sprachgebrauch
und erhob damit die Sprachkritik in den Rang einer allgemeinen Sozial- und Kulturkritik;
diesen Aspekt haben seine »Parteiläufer« – wie etwa Landauer – klar gesehen und deshalb
konnten ihnen seine Kriegsschriften als Untreue gegenüber den selbst auferlegten Prinzipien
erscheinen. Was seinen Bewunderern dabei entging – und, wie mir scheint, bis heute in der
Literatur nicht angemessen berücksichtigt wird – ist der Umstand, dass diese Konzeption noch
einen weiteren wesentlichen Aspekt beinhaltet: Sprache sei zwar ungeeignet zur Abbildung von
Wirklichkeit, aber geradezu privilegiert dafür, Gruppenidentität zu stiften. Anders formuliert:
Mauthner entkleidet die Sprache ihrer Abbildfunktion, um letztlich primär die Funktion
der nationalen Identitätsstiftung als allein wesentlich zuzulassen. Das »Volk« wird von ihm
als Sprachgemeinschaft definiert, und da alle sozialen Praktiken und auch das Gedächtnis
von Mauthner als sprachliche Formen aufgefasst werden, determiniert die Muttersprache
das Individuum vollständig – und macht es zugleich zum Teil der »Volksgemeinschaft«.
Sprache ist für ihn zugleich Gedächtnis und auch Ethik einer Gemeinschaft, also letztlich die
gruppenspezifische Ethik einer bestimmten Gemeinschaft, die dieselbe Sprache spricht – eben
die »arterhaltende Sitte«, wie es schließlich in einer seiner Kriegsschriften heißt:

Das Individuum, wenn wir es ohne Zusammenhang mit dem andern Menschen fän-
den, kann gar keine Ethik haben. Ethik ist eine soziale Erscheinung. Ethik ist wie die
Sprache nur etwas zwischen den Menschen, weil die Ethik eben nur Sprache ist. Ethik
ist die Tatsache, dass zwischen den Menschen Wertbegriffe entstanden sind, welche
sich bei der Betrachtung von menschlichen Handlungen als Werturteile aufdrängen.
Um die Werturteile steht es aber ebenso wie um die meisten andern Urteile: sie
gründen sich nicht auf die individuelle Erfahrung des Urteilenden, sondern auf die

der 3. Armee 10/6 v. 10.06.1917,
pp. 1-3, hier p. 1.

45 Cf. Eco, Umberto: Die Suche
nach der vollkommenen Sprache,
München: dtv 1997.

46 Cf. Stachel, Peter: Ein Staat, der
an einem Sprachfehler zugrunde
ging. Die »Vielsprachigkeit« des
Habsburgerreiches und ihre
Auswirkungen. In: Feichtinger,
Johannes/Stachel, Peter (Hg.): Das
Gewebe der Kultur. Kulturwissen-
schaftliche Analysen zur Geschichte
und Identität Österreichs in der
Moderne. Innsbruck: Studienverl.
2001, pp. 11-45, insbes. pp. 32-35,
sowie unter [http://www.kakanien.
ac.at/beitr/fallstudie/PSstachel4.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/PSstachel4.pdf)

47 Wittgenstein, Ludwig: Logisch-
philosophische Abhandlung.
Tractatus logico-philosophicus. In:
Ders.: Werkausgabe 1: Tractatus-
logico philosophicus, Tagebücher
1914-1916, Philosophische
Untersuchungen. Frankfurt/M.:
Suhrkamp 1984, p. 26.

48 Mauthner ist einer von nur fünf
zeitgenössischen Philosophen, die
im *Tractatus* namentlich genannt
werden: Die anderen sind Frege,
Russell, Whitehead und Moore.

49 Auch aus kulturkritischer Sicht
postuliert Mauthner: »Es wäre
Zeit, wieder Schweigen zu lernen.«
Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer
Kritik der Sprache 1. Sprache und
Psychologie. Stuttgart: Cotta 1901,
p. 215. Die Formulierung findet sich
in einem Druckwerk von insgesamt
beinahe 2000 Seiten Umfang!

50 Cf. *Ibid.*, pp. 1f.; Wittgenstein 1984,
6.54, p. 84.
51 *Ibid.*, p. 29f.

52 Mauthner, Fritz: Die Sprache,
Frankfurt/M.: Rütten & Loening 1906
(Die Gesellschaft. Sammlung sozial-
psychologischer Monographien 9).

53 Cf. als bes. auffälliges Beispiel:
Leinfellner-Rupertsberger, Elisabeth:
Die Republik der Sprachen bei
Fritz Mauthner. Sprache und
Nationalismus, in: Nautz, Jürgen
/Vahrenkamp, Richard (Hg.):
Die Wiener Jahrhundertwende.
Einflüsse – Umwelt – Wirkungen,
Wien, Köln, Graz: Böhlau 1993
(Studien zu Politik und Verwaltung
46), pp. 389-405. Darin wird u.a.
behauptet, dass Mauthner ein
Gegner sprachnationalistischer
Auffassungen gewesen sei, dass er in
Muttersprache und Vaterland seinen
»jugendlichen Sprachchauvinismus«
bedauert habe (in Wahrheit
enthält gerade diese Schrift ein
explizit sprachnationalistisches

Erfahrung der Vorfahren und Mitlebenden, welche Erfahrung nicht nur Religion
und Sitte, sondern eigentlich in jeder Erkenntnis der Wirklichkeitswelt Glaube,
Ueberlieferung ist. Und die Ueberlieferung ist nicht nur in der Sprache niedergelegt,
sie ist nebenbei die Sprache selbst.⁵¹

Als soziale Interaktion ist Sprache das wesentlichste Merkmal einer Kultur, sie erfüllt die
Funktion eines identitätsstiftenden kollektiven Gedächtnisses, sie bestimmt in operativer
Weise Traditionen und Mentalitäten einer Gemeinschaft und wird umgekehrt ihrerseits in
ihren Bedeutungen von eben diesen Traditionen und Mentalitäten bestimmt: In diesem Sinn
ist jede Kultur zwangsläufig »Nationalkultur«. Mauthner steht hier weitestgehend auf dem
Boden des ideologischen Nationalismus seiner Zeit, der die »Muttersprache« als primäres
Definitionsmerkmal nationaler Zugehörigkeit auffasste. Schon in den *Beiträgen zu einer Kritik
der Sprache* (1901-1902) ist dieses Motiv deutlich vorhanden, unübersehbar ist es in dem 1906
publizierten Büchlein *Die Sprache*⁵², vollends zum Durchbruch kommt es in dem erwähnten
Muttersprache und Vaterland (1920), wo zwar einige Neugewichtungen vorgenommen werden,
im Grunde aber der Boden der *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* nicht verlassen wird. Nicht
Mauthner hat sich selbst missverstanden, wie seine Kritiker meinen, sondern ein durchaus
wesentlicher Aspekt seiner »Sprachkritik« wurde sowohl von seinen Befürwortern, als auch von
seinen Kritikern ignoriert.

Am vielleicht offenkundigsten tritt dieser auch von der Mauthner-Forschung bislang ver-
nachlässigte oder explizit geleugnete⁵³ Aspekt der Mauthnerschen Sprachphilosophie in dem
nach dem Ersten Weltkrieg publizierten Werk *Muttersprache und Vaterland* zu Tage, das gleich
eingangs als »Versuch, die Grundbegriffe der Nationalitätsidee [. . .] deutlich zu machen«⁵⁴
definiert wird, wobei, wie Mauthner explizit betont, »Nationalstaaten [. . .] aufgrund von
Nationalsprachen [gebildet werden]«⁵⁵, da »der reinsten und schönsten Patriotismus gar nichts
anderes ist, als Liebe zur Muttersprache«⁵⁶

Die Gemeinsamkeit der Kultur äußert sich überall [...] in der Liebe zur Muttersprache.
Patriotismus ist diese Liebe zur Muttersprache. Die Muttersprache ist der große
Nationalschatz, der alle anderen geistigen Güter mit umfaßt. Für die Nationalliteratur
sollte sich das von selbst verstehen; sie ist ja nichts anderes als die von erlesenen
Menschen künstlerisch geformte Sprache. [...] So ist die Gemeinsamkeit der
Muttersprache wirklich das Höchste, was der Mensch in seinem innersten Gewissen
an Gemeinsamkeit vorfindet: der gemeinsame Besitz alles dessen, was ihm teuer und
unverlierbar ist an den Gütern der Kultur und des Geistes.⁵⁷

Fänden sich derartige Bekenntnisse bloß in den nach 1914 publizierten sprachphilosophischen
Texten Mauthners, so könnte dies als Nachwirkung der durch den Krieg hervorgerufenen
emotionellen Erschütterung interpretiert werden. Genau entsprechende Formulierungen
finden sich aber auch schon in dem im Jahr 1906 veröffentlichten Werk *Die Sprache*. Dort heißt
es etwa:

Ein Volk ist nur [...], was eine gemeinsame Sprache spricht. Mit dem Staate hat ja
unsere Untersuchung nichts zu schaffen. Der Staat mag verschiedene Sprachvölker
vereinigen, mag Sprachvölker auseinanderreißen. Er ist ein künstliches Gebilde, wenn
er nicht genau mit den Grenzen eines Volkes zusammenfällt.⁵⁸

Bereits in diesem Text wird auch die Einheit von Patriotismus und Liebe zur Muttersprache
postuliert: »Patriotismus oder Vaterlandsliebe ist die Liebe zum eigenen Volke, ist die Liebe zur
eigenen Muttersprache«.⁵⁹ Dabei wird diese »Liebe zur Muttersprache« aber auch explizit mit
der Ablehnung »fremder« Einflüsse verknüpft:

Etwas Kostbares ist verloren gegangen: Der Glaube an die Eigenheit, an die Persön-
lichkeit, an das Ich der Muttersprache. Die Frage stellt sich von selbst: wie kann
der Einzelne noch Gut und Blut hingeben aus Vaterlandsliebe, die nur Liebe zur
Muttersprache ist, wenn nur der Körper dieser Sprache Eigenbesitz des Volkes ist, nur
der Laut, wenn die ungeheure Summe der Vorstellungen von Kunst und Wissenschaft
von Sitte und Recht zusammengeholt ist aus dem herrenlos gewordenen Eigenbesitz
fremder, barbarischer, tyrannischer, gehaßter oder verachteter Völker?⁶⁰

Im Prinzip finden sich derartige Auffassungen auch bereits in Mauthners sprachphilosophischem
Hauptwerk, den dreibändigen *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* (1901-1902); allerdings sind

Programm), und dass seine Auffassungen »als Grundlage einer liberalen Sprachpolitik dienen [könnten]« (p. 393). Demgegenüber wird den Vertretern des *Wiener Kreises* und Wittgenstein absurderweise nationalistischer Sprachchauvinismus unterstellt, da sie die Ungleichwertigkeit natürlicher Sprachen vertreten hätten; solcher, die mehr und solcher, die weniger der Normierung bedürften (p. 384f.). Nur am Rande sei angemerkt, dass in diesem Artikel, der ausdrücklich Mauthner thematisiert, sogar Mauthners Geburtsjahr falsch angegeben ist (nämlich mit 1848), cf. p. 389.

54 Mauthner 1920, p. 5.

55 Ibid., p. 10f.

56 Ibid., p. 12.

57 Ibid., p. 59f.

58 Mauthner 1906, p. 78f.

59 Ibid., p. 79.

60 Ibid., p. 80.

61 Cf. Mauthner 1901, p. 481.

62 Ibid., p. 172.

63 Mauthner, Fritz: Schönheit. In: Ders.: Sprache und Leben. Ausgewählte Texte aus dem philosophischen Werk. Hg. v. Gershon Weiler. Salzburg, Wien: Residenz 1986, p. 149.

64 Kühn 1975, p. 117.

65 Gustafsson, Lars: Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten. Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Brown, Fritz Mauthner. München, Wien: Hanser 1980, p. 140.

66 Ibid., p. 140.

67 G.G. [Gabriel, Gottfried]. Fritz Mauthner. In: Mittelstrass, Jürgen (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie 2. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995, p. 814f., hier p. 814.

68 Gustafsson 1986, p. 36.

69 Mauthner 1901, Bd. 1, p. 171.

70 Ibid., p. 492.

71 Selbst in diesem für ihn so fundamental wichtigen Punkt ist Mauthner aber nicht immer konsequent. So heißt es etwa in *Die Sprache* (1906): »Die Deutschen bilden ein deutsches Volk, weil alle deutschen Menschen gemeinsame

sie dort auf Grund ihrer Einbettung in weit gespannte Überlegungen erkenntnistheoretischer und auch historischer Natur auf den ersten Blick weniger offenkundig. Zwar wird dort einerseits ausdrücklich behauptet, dass Begriffe wie »Kultur« oder »Volk« eigentlich bloße Abstraktionen seien, da im Grunde das Individuum die einzige Wirklichkeit sei,⁶¹ dieses Postulat wird aber von Mauthner selbst gleich in doppelter Hinsicht wieder untergraben: Zum einen wird, in einer an Ernst Mach (1838-1916) angelehnten Argumentation, letztlich auch die Existenz des Individuums als autonomes »Ich« bestritten, zum anderen wird ausdrücklich postuliert, dass die Sprache »das gemeinsame Bewußtsein eines Volkes«⁶² sei.

Nur am Rande sei hier darauf verwiesen, dass die offenkundigen inneren Widersprüche in Mauthners Werk von zahlreichen Kommentatoren konstatiert wurden. Mangelnde Systematik und feuilletonistischer Stil waren ihm bereits von Zeitgenossen vorgehalten worden, und er selbst urteilte über sich, dass er »kein Systematiker«⁶³ sei. Es ist – so die Grundhypothese dieser Ausführungen – die persönliche Identitätsproblematik Mauthners, die seine Sprachkritik immer wieder zu einer »Zwangsvorstellung« ausarten lässt, der, so Joachim Kühn »jede Sicht auf die Welt unterworfen wird.«⁶⁴ Ähnlich greift auch der schwedische Schriftsteller und Philosoph Lars Gustafsson zur Charakterisierung von Mauthners sprachkritischem Impetus explizit zum Begriff der »Neurose«⁶⁵:

Mauthners Auseinandersetzung mit der Sprache, mit ihrer Fähigkeit systematisch irrezuführen, behält sein ganzes Leben lang einen eigentümlich persönlichen Charakter. [...] Eine Neigung zum Deutsch-Nationalismus (gegen den tschechischen Nationalismus seiner Umgebung und gegen die jüdische Atmosphäre seiner Familie, die er als eingeschränkt ritualistisch erlebt) scheint ebenfalls zu diesem Syndrom zu gehören.⁶⁶

Dieser »persönliche« Charakter, der sich nicht zuletzt in der permanenten Vermischung begrifflicher Analysen mit autobiografischen Einsprengseln, politischen Kommentaren und ästhetischen Wertungen äußert, gründet offenkundig, so ein neuerer Lexikon-Artikel über Mauthner, in einem »totalen Skeptizismus, der existentielle Züge der Verzweiflung trägt.«⁶⁷ Nach Lars Gustafssons zutreffendem Urteil liefern Mauthners sprachkritische Schriften »beträchtliche Mengen schlechter Philosophie«,⁶⁸ er übergehe elementare Entscheidungen, seine Arbeiten seien voller Inkonsequenzen, Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten, enthielten aber dennoch wichtige Anregungen.

Zur Not [so Mauthner, in den Beiträgen zu einer Kritik der Sprache, PSt] gibt es da eine Summe von Vorstellungen einer ungefähr geschlossenen Menschengruppe, von Erinnerungen, Begriffen und Gewohnheiten, die wir [...] die Kultur eines Volkes nennen können; zur Not gibt es da die Summe von Worten und Wortformen, die wir die Sprache dieses Volkes nennen. Offenbar deckt sich Kultur und Sprache eines Volkes.⁶⁹

An anderen Stellen desselben Werkes sind derlei Einschränkungen aufgegeben:

[...] beim Volke wie beim Einzelnen ist die Sprache die entscheidende Eigenschaft. Man hat aus theoretischen und praktischen Gründen oft gefragt, was denn eigentlich das Wesen der Individualität ausmache, was ein Volk, einen Stamm, eine Familie, eine Person so auszeichne, daß sie daran von anderen Völkern u.s.w. unterschieden würde. Die einzig richtige Antwort scheint mir zu sein, was fast zu banal ist, um gesagt zu werden. Die Völker unterscheiden sich ja durch ihre Sprache. [...] Und wenn z.B. die Juden in Deutschland genauer auf sich achten würden, so müßten sie erkennen, daß sie so lange einen Stamm für sich bilden, als sie mehr oder weniger einen Jargon sprechen, der für nichtjüdische Deutsche unverständlich ist. Der Jude wird erst dann Volldeutscher, wenn ihm Mauschelausdrücke zu einer fremden Sprache geworden sind, oder wenn er sie nicht mehr versteht.⁷⁰

Mit dieser letzteren Feststellung rührt Mauthner, wie noch zu zeigen sein wird, an ein Grundproblem seiner eigenen Biografie; in eben dieser Ablehnung einer – wie er es sah, von außen oktroyierten – »jüdischen« Identitätszuschreibung, ist sein wiederholtes nachdrückliches Insistieren darauf begründet, dass nicht die »Abstammung«, sondern die durch soziale Praxis erworbene Muttersprache die nationale Zugehörigkeit definiere.⁷¹ Dabei greift Mauthner in den *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* zu einer eigenwillig anmutenden, der Form nach quasi entwicklungspsychologischen Argumentation.

Abstammung [sic!], Sprache und Sitte haben.« Mauthner 1906, p. 47.

72 Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache 3. Zur Grammatik und Logik, Stuttgart, Berlin: Cotta ²1913, pp. 226f.

73 Mauthner 1918, Bd. 1, p. 21.

74 Mauthner 1901, Bd. 1, p. 21.

75 Ibid., p. 23.

76 Cf. Mauthner 1915, unpaginiert.

77 Mauthner 1901/02, Bd. 1 (Anm. 49), p. 99.

78 Cf. Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1. Sprache und Psychologie. Stuttgart, Berlin: Cotta ²1912, p. 97.

Noch ein anderes und überaus tief reichendes Verhältnis zwischen dem Worte und der Situation ist schon in der Kindersprache vorhanden, ein Umstand, der die Inkonsequenz des Sprachkritikers, die Liebe zu seiner Muttersprache, vielleicht doch wieder erklärt [sic!]. Wir alle haben an dem Gebrauche unserer Muttersprache eine tiefe Freude. Es wäre wohlfeil, sie aus dem Behagen allein zu erklären, da sie uns die bequeme und sichere Art zu schwätzen gewährt. Diese Schwatzfreudigkeit hat viel mit Eitelkeit zu tun und findet sich noch häufiger beim Plappern in einer fremden Sprache. Das tiefe Gefühl für die Muttersprache hat weit mehr Ähnlichkeit mit der leidenschaftlichen Empfindung für die Geliebte; auch die Liebe ist beim recht gesunden Menschen [...] innig verbunden mit der Erinnerung an die Wollust. Wer recht liebt, der erwartet von der Umarmung eines anderen Weibes als des einen gar keine Lust, weil ihm die Erinnerung dieses Gefühls der Lust allein mit der Vorstellung der Geliebten, ja sogar mit der Vorstellung von ihrem Namen sich assoziiert. Dieses Gefühl der Lust empfindet man auch im Gebrauche seiner Muttersprache. Alle hohen Taten der Vaterlandsliebe hängen mit diesem Gefühl der Lust zusammen. Und doch ist sich der erwachsene Mensch keiner solchen Lust beim Gebrauch der Worte bewußt. Aber Lust, die Wollust der Befriedigung seiner höchsten animalischen Interessen hat der Mensch als Kind beim Sprechenlernen erfahren. Die Mutterliebe, diese Fortsetzung der Geschlechtsliebe, hat im kleinen Kinde die Assoziation zwischen den Sprachlauten und der Befriedigung hergestellt. Die ersten Sprachlaute dienen der Befriedigung der verzweifelten Lebensinteressen des Kindes und wir können nur ahnen, welche Lust das Kind dabei empfindet, wenn es z.B. mit dem ersten Sprachlaute »ma« zugleich seinen Hunger und die Mutterbrust und wer weiß was noch, sich vorstellt. Wer mir diese Darstellung nicht glauben will, der beobachte einmal, wie das Kind nach erfolgter Sättigung den Sprachlaut »ma« glücklich und fast liebkosend wiederholt.⁷²

Diese Passage ist in mehrfacher Hinsicht höchst aufschlussreich. Recht offenkundig würde sie sich für eine psychoanalytische Deutung anbieten: Die eigenwillige, wenngleich offenkundig zeitgebundene Erklärung, wann legitimerweise sexuelle Lust empfunden werden darf und wann nicht, ist ebenso bemerkenswert, wie die Definition der »Mutterliebe« als »Fortsetzung der Geschlechtsliebe« – von der unbezahlbaren Formulierung »und wer weiß was noch« ganz zu schweigen. Dabei sei hier nur beiläufig darauf hingewiesen, dass die durchgängige Verwendung von Sexualmetaphorik für den Sprachgebrauch eine Eigenheit Mauthners darstellt, die sich durch sein ganzes Werk zieht – auch dies ein Umstand, der bislang in der Mauthner-Forschung keine angemessene Berücksichtigung gefunden hat. Man könnte an dieser Stelle auch darauf verweisen, dass Mauthner selbst in seiner Biografie berichtet, dass er Tschechisch früher gelernt habe als Deutsch, da »in Böhmen (d.h. in den gemischten Bezirken des Landes) tschechisch als die gottgewollte Ammensprache angesehen wurde«,⁷³ an anderen Stellen seines Œuvres aber mehrfach *de facto* überhaupt in Abrede stellt, jemals Tschechisch gelernt zu haben! Viel aufschlussreicher sind aber die Schlussfolgerungen, die sich aus diesen zitierten Passagen für den Gebrauch von Fremdsprachen ergeben. Wirklich »heimisch« kann man offenkundig nur in der einen eigenen Muttersprache sein, in fremden Sprachen bleibt es notwendigerweise beim bloßen »Plappern«: In diesem Sinn kann es zwar zum Zweck der Kommunikation notwendig sein, sich fallweise anderer Sprachen zu bedienen, wer dabei aber Lust am Gebrauch der fremden Sprache empfinde – eine Lust die aus Eitelkeit resultiere, wie Mauthner unterstellt –, der handelt, so die offenkundige Konklusion, unsittlich; und zwar ebenso *unsittlich* wie eben ein Ehebrecher.

Diese Deutung wird auch durch andere Stellen aus Mauthners Werken gestützt, wo ausdrücklich behauptet wird, eine andere Sprache als die jeweilige Muttersprache sei »nicht völlig erlernbar«⁷⁴ und das Bemühen, es mittels Grammatikbüchern dennoch zu bewerkstelligen, ähnele zwangsläufig dem Versuch, »sich mit Hilfe einer Karte von Tirol im Himalaja zurecht zu finden.«⁷⁵ Auch wenn der »Bildungsschatz« der Literatur im Prinzip international sei, lasse sich wirkliche Dichtung niemals angemessen in eine andere Sprache übersetzen: »Schönheit läßt sich in Dichtungen einer fremden Sprache nie erkennen. Uebersetzungen sind Eselsbrücken. Der Esel, der Inhalt kommt herüber. Das Wertvolle, was Genuss bereitet, geht verloren.«⁷⁷ Damit findet auch Mauthners Behauptung, dass die Sprache zwar nicht in der Lage sei, Erkenntnisse über die Wirklichkeit zu liefern, auf Grund ihrer Fähigkeit, Gemütszustände zu übermitteln aber in hohem Maße für die Poesie geeignet sei,⁷⁸ ihren Fluchtpunkt letztendlich im Begriff des »Nationalen«, konkret in dem der »Nationalliteratur« (ein Begriff, der bei Mauthner häufig Verwendung findet). Auch hier dokumentiert die Sprache v.a. ihre einheitsstiftende Funktion für die Gemeinschaft derer, die sich ihrer als »Muttersprache« bedienen.

79 Cf. Mauthner, Fritz: Der letzte Deutsche von Blatna, Wien: Ullstein-Bücher s.a. [1887, verfasst 1885], p. 44. Dort heißt es bspw.: »Wenn diese Tschechen miteinander sprachen, so klangen dieselben Laute, mit denen sie die deutschen Worte zu ermorden schienen, gar nicht häßlich. Es war viel natürliche Kraft in dem bäurischen, ungehobelten Ton des Vaters, und der Sohn verband die Silben so zierlich, daß Anton seinen Reden wie der Vorstellung eines Schauspielers folgen konnte, der eine bekannte Rolle in einer fremden Sprache spielte. Wie oft hatte er im Elternhause über die Härte der tschechischen Sprache klagen und spotten hören. War ja gar nicht wahr! Richtig, italienische Schauspieler hatte Anton vor kurzem gehört. Beinahe wie eine seltsame Mundart der schönen italienischen Sprache vernahm er jetzt die halbverstandenen Laute, immer wohl lautender erschienen sie ihm, je länger er zuhörte.«

80 Mauthner 1920, p. 14.

81 Mauthner 1915, unpaginiert.

82 Mauthner 1917, p. 3.

83 Als bes. radikales Beispiel cf. Engel, Eduard: Sprich Deutsch! Zum Hilfsdienst am Vaterland. Leipzig: Hesse und Becker 1917; Engel, Eduard: Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. Leipzig: Hesse & Becker 1918.; Ders.: Deutsche Stilkunst. Wien, Leipzig: Hölder-Pichler-Tempsky ³⁰1922. – Engel wütete gegen die »grenzenlose ausländernde Sprachsudelei«, dieses »Krebsgeschwür am Leibe deutscher Sprache, deutschen Volkstums, deutscher Ehre«, die ihm auf eine »sprachliche Entvolkung Deutschlands« hinauszulaufen schien und ihm als »Schändung der schönsten Sprache der Welt« galt. Explizit bezeichnete Engel den Gebrauch von Fremdwörtern als »geistigen Landesverrat« und postulierte: »Nur ein deutschsprechendes deutsches Volk kann Herrenvolk werden und bleiben.«

84 Cf. Mauthner 1920, p. 14.

85 Ibid., p. 15.

86 Ibid., p. 17.

87 Mauthner 1915, unpaginiert

88 Mauthner 1917, p. 3.

89 Mauthner 1915, p. 18.

Wenn Sprache aber in erster Linie individuell erworbene soziale Praxis darstellt, so müsste daraus folgen, dass alle Sprachen im Prinzip gleichwertig sind. In der Tat finden sich zahlreiche Belegstellen in Mauthners Werk, in denen ebendies explizit behauptet wird. Sogar in seinen wüst antitschechischen Tendenzroman *Der letzte Deutsche von Blatna* (1887) baute Mauthner eine Passage ein, in der ausdrücklich der Eigenwert der tschechischen Sprache hervorgehoben wird.⁷⁹ Auch würde das von ihm mehrfach betonte Postulat, dass einzig der Sprache *als sozialer Praxis*, also der »gesprochenen« Sprache bzw. der »Mundart«, normative Gültigkeit zukommen könne, der gegenüber ästhetisch oder theoretisch motivierte Normierungsversuche mindestens im Prinzip unzulässig seien, eine unterschiedliche Wertigkeit verschiedenartiger Sprachpraxis prinzipiell ausschließen. Bezeichnenderweise hält Mauthner sich aber gerade auch in diesem Punkt nicht an seine eigenen Vorgaben: Wenn einerseits »Mischsprachen« – nicht von ungefähr nennt er in diesem Zusammenhang immer wieder die von ihm abwertend »Mauscheldeutsch« genannte »Mundart« der deutschsprachigen Juden – explizit als »hässlich« und »ekelhaft«⁸⁰ qualifiziert werden und andererseits der englischen Sprache bescheinigt wird, in ihrem »Wortvorrat eine Mischsprache« zu sein, die in ihrem Bau beinahe aufgehört habe »zu den [...] arischen Sprachen zu gehören«,⁸¹ während die deutsche Sprache »im Ganzen und Großen ihrem Ursprunge treu geblieben ist, besonders in den Stützen ihres Baus, ich möchte sagen: in ihrem Knochenbau«,⁸² so sind damit natürlich unabweisbar Werturteile verbunden; und keineswegs nur solche über die Sprachen selbst, sondern auch solche über die Nationen, die sich ihrer bedienen und eben dadurch als Nationen definiert werden.

In der Frage der *Sprachreinigung*, also der gezielten Eliminierung von Fremdwörtern aus dem Sprachgebrauch, die gerade in der Hochzeit des ideologischen Nationalismus um 1900 und besonders in den Jahren des Ersten Weltkriegs nachgerade brachiale Blüten trieb,⁸³ vertrat Mauthner allerdings eine im Großen und Ganzen eher moderate, wenn auch keineswegs widerspruchsfreie Position. Zwar sei »Sprachfegerei« dort notwendig, wo das »Herabsinken« einer Sprache »zu einer häßlichen und ekelhaften Mischsprache« drohe, wie dies im Falle des Deutschen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Fall gewesen sei,⁸⁴ generell aber sei die Sprache als soziale Praxis sehr gut dazu in der Lage, sich Fremdworte einzuverleiben und anzupassen: »Es gibt so wenig eine ungemischte Sprache wie es einen ungemischten Volksstamm gibt.«⁸⁵ Der »Gebrauch überflüssiger Fremdwörter« sei aber als »ein Zeichen von Unbildung«⁸⁶ anzusehen, und an anderer Stelle bekennt Mauthner ausdrücklich, »kein Gegner des Sprachpurismus«⁸⁷ zu sein. Die Grundzüge dieser Auseinandersetzung mit der Fremdwortproblematik, die in dem bereits mehrfach erwähnten Werk *Muttersprache und Vaterland* von 1920 ausgebreitet werden, finden sich übrigens schon in teilweise textidenter Form in Mauthners Kriegspublizistik, dort allerdings um ein kennzeichnendes Argument erweitert: Würde man während des Krieges militärische Fachtermini wie »Regiment«, »Bataillon«, »Kompagnie«, »Infanterie«, »Kavallerie« oder »Artillerie« »eindeutschen«, so könnte dies zu Verwirrung und damit zu einer Schwächung der Kampfkraft beitragen. Nach dem Krieg allerdings könne man ebenso wie zur Philosophie getrost auch zur Sprachreinigung zurückkehren:

Wir werden, wenn wir erst im Frieden sind, sicherlich daran gehen, die in manchen Berufen eingebürgerten Fremdwörter zu verdeutschern, im Heere z.B. die »Chargen« vom General bis zum Sergeanten, die »Formationen« vom Armeekorps bis zur Kompagnie; aber wir werden das nicht übers Knie brechen, sondern die Verdeutschung Leuten überlassen, die außer der selbstverständlichen Liebe zur Muttersprache auch noch die nicht ganz so selbstverständliche Sprachkraft besitzen, den Sprachhammer.⁸⁸

Wesentlich eindeutiger und zumindest im Prinzip mit seinen allgemeinen Auffassungen übereinstimmend ist Mauthners Position zu künstlich geschaffenen internationalen Verständigungssprachen wie *Esperanto* oder *Volapük*. Da Sprache für ihn im Wesentlichen nur im sprachlichen Vollzug zwischen Menschen besteht, entstehen Begriffe durch gemeinsame Lebenserfahrung, was eben bei absichtsvoll geschaffenen Kunstsprachen nicht der Fall ist. Derlei »papierene« Sprachen seien daher rein theoretische, prinzipiell ungeeignete Konstruktionen, »das Ziel, die Menschheit auf eine einzige Sprache zu einigen, [ist] nur ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum.«⁸⁹ Die besondere Aggressivität, mit der Mauthner auf den Vorschlag reagierte, in Sachsen Esperanto oder Volapük zum Pflichtfach im Schulunterricht zu

90 Ibid., p. 21.

91 Ibid., p. 23.

92 Ibid., p. 23.

93 Cf. dazu Carnaps Autobiografie, in der seinen Esperanto-Studien übrigens mehr Raum gewidmet ist als den Studien bei Frege! Carnap, Rudolf: *Mein Weg in die Philosophie*, Stuttgart: Reclam 1993 [engl. als unselbständige Publikation 1963]. Dort wird das Streben nach der Schaffung einer internationalen Verständigungssprache als eine »zweite Art von Sprachplanung« neben jener der symbolischen Logik definiert (p. 107) und darüber hinaus angemerkt: »Ich glaube, es führte zu guten Ergebnissen, wenn Logiker, die Befriedigung und Vergnügen am Entwerfen neuer symbolischer Systeme finden, [...] ihre Überlegungen auf das Problem der Planung einer internationalen Sprache konzentrieren würden.« (pp. 110f).

94 Mauthner 1915, unpaginiert.

95 Cf. Park, Robert E.: *Human Migration and the Marginal Man*. In: *The American Journal of Sociology* 33/6 (1928), pp. 881-893.

96 Simmel, Georg: *Der Fremde*. In: Ders.: *Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse*. Hg. v. Michael Landmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, pp. 63-70, hier p. 65 (EA 1908).

machen und die dafür notwendigen Unterrichtsstunden vom Deutschunterricht abzuziehen, verweist aber recht offenkundig auf die Ablehnung der politischen Ziele dieser Einheitssprach-Bewegungen, die die »Völkerverständigung« nicht im bloß praktischen, sondern auch im politischen Sinn auf ihre Fahnen geheftet hatten. Das einigermaßen paranoid anmutende permanente Wittern von allgegenwärtigen Anschlägen auf die deutsche Sprache innerhalb des Schulsystems, stellt übrigens eine Konstante in Mauthners Schrifttum dar, die – wie v.a. das breite Eingehen auf diese Thematik in seinen *Erinnerungen* belegt – ihre Wurzeln in der eigenen Biografie hat.

Nach der Eingangsbemerkung, dass es nicht leicht sei, auf einen derartigen Vorschlag ernsthaft einzugehen,⁹⁰ heißt es zur Frage des verpflichtenden Esperanto-Unterrichts weiter: »Durch die zwangsweise Einführung des Esperantounterrichtes würde jeder Volksschule eine Folterkammer angebaut werden, deren Wirkungen geistig noch schlimmer wären als die Tortur in der grauenhaften Zeit der Hexenprozesse.«⁹¹

Esperantounterricht in der Schule gleiche dem Versuch, den Schulkindern methodisch Gift zu verabreichen, wobei die Behauptung, dass Esperanto ein Gift sei, ebenso wortgewaltig wie unlogisch durch eine Rechnung begründet wird, in der die Zahl der Schüler mit jener der allfällig vorgesehenen Esperanto-Lektionen multipliziert wird.

Man überlege; wir haben in Deutschland allein 10 Millionen Schüler; bei zwei Esperantostunden wöchentlich würde da für die Gesamtheit der Kinder eine Milliarde Stunden herauskommen, in denen die Ärmsten die peinliche Frage auszuhalten hätten, ob das Allheilmittel des Esperanto nicht am Ende doch ein Gift sei.⁹²

Auch wenn man grundsätzlich zustimmen könnte, dass eine nicht einem konkreten kulturellen Kontext erwachsene – also »gewachsene« – Sprache, in Folge des Fehlens eines regulierenden und klassifizierenden Umfeldes sprachlicher Praxis eine lebensferne Starre innezuwohnen droht, drängt sich angesichts dieses seltsamen Rechenexempels die Erkenntnis auf, dass Mauthner dort, wo es ihm um emotionell besonders wichtige Fragen ging, zuweilen zu nachgerade hanebüchenen Argumenten jenseits aller Logik und Vernunft griff.

Nur am Rande sei hier übrigens erwähnt, dass Rudolf Carnap (1891-1970), einer der bedeutendsten Theoretiker einer auf der Logik basierenden philosophischen »Sprachnormierung«, ein begeisterter Anhänger der Esperanto-Bewegung war und durchaus auch allgemeine Verbindungen zwischen den Zielen einer logischen Einheitssprache als Instrument der Erkenntnis und einer internationalen Verständigungssprache als Mittel der allgemeinen Kommunikation herzustellen bemüht war.⁹³

Während Mauthner bereits früh den Gebrauch der Muttersprache als Kriterium nationaler Zugehörigkeit definierte, ging er in seinen späteren Arbeiten noch einen bezeichnenden Schritt darüber hinaus und postulierte wiederholte Male, dass in Wahrheit nicht allein der bloße *Gebrauch* der Muttersprache, sondern vielmehr das Ausmaß der individuellen *Liebe* zur Muttersprache Ausdruck der nationalen Identität sei. Dabei handelt es sich recht offensichtlich um eine auf Mauthners eigene Identitätsproblematik zugeschnittene Definition, was nicht zuletzt seine mehrfach, etwa in einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1915 getätigte Behauptung belegt, dass er »trotz meiner Bedenken gegen die Sprache als das Erkenntniswerkzeug der Menschen an Liebe zu der deutschen Muttersprache mich nicht überbieten lasse«⁹⁴.

Mauthner war in vielerlei Hinsicht ein typisches Beispiel für das, was der amerikanische Soziologe Robert E. Park (1864-1944) – unter Bezugnahme auf seinen Lehrer Georg Simmel (1858-1918) – als einen »marginal man« bezeichnet,⁹⁵ einen innergesellschaftlich »Fremden« (so Simmels Begriff), der sich in, oder genauer gesagt, *zwischen* mehrere Kulturen gestellt sah. Eine solche Zwischenposition kann – wie zahlreiche Beispiele belegen – kreativitätsfördernd wirken, da gerade ein derartiger *Fremder* oftmals in der Lage ist, die unausgesprochenen Grundlagen der sozialen und kulturellen Ordnung mit besonderer Hellsichtigkeit zu analysieren, da er im Gegensatz zu dem ausschließlich innerhalb einer Kultur Verankerten nicht für den Irrtum anfällig ist, die soziokulturellen Gegebenheiten als natur- oder gottgegeben und unwandelbar zu interpretieren. In den Worten Simmels:

Weil er nicht von der Wurzel her für [...] die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des »Objektiven« gegenüber, die nicht etwa einen bloßen Abstand und Unbeteiligung bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit ist.⁹⁶

97 Mauthner 1918, p. 32f. Vergleichbare autobiografische Aussagen sind auch von Noam Chomsky überliefert, der sein Interesse an sprachphilosophischen Problemen gleichfalls als durch sein Aufwachsen in einem mehrsprachigen Umfeld angeregt auffasst.

98 Cf. u.a.: Trost, Pavel: Das späte Prager Deutsch. In: Germanistica Pragensia 2, Acta Universitatis Carolinae, Philologica 1 (1962), pp. 31-39.; Demetz, Peter: Noch einmal: Prager Deutsch. In: Literatur und Kritik 6 (1966), pp. 58f.; Skala, Emil: Das Prager Deutsch. In: Goldstücker, Eduard (Hg.): Weltfreunde. Konferenz über die Prager deutsche Literatur. Berlin, Neuwied: Academia 1967, pp. 119-125.; Schwanzler, Viliam: Störungen in der deutschen Sprachstruktur durch Isolation und Einwirkung des Slavischen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 87 (1968), pp. 86-96.

99 Mauthner, 1918, p. 51.

100 Ibid., p. 53.

101 Ibid., p. 53.

102 Cf. Weiler, Gershon: Fritz Mauthner. A Study in Jewish Self-Rejection. In: Leo Baeck Institute Year Book 8 (London 1963), pp. 136-148, hier p. 142.

103 Cf. Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt/M.: Fischer 1995, insbes. pp. 163-177, hier p. 170.

Eine derartige Konstellation war aber gerade im national und kulturell dicht durchmischten Vielvölkerstaat der Habsburgermonarchie keineswegs untypisch. Mauthner selbst definiert sich im Grunde selbst als ein solcher *marginal man*, wenn er sein Interesse an Problemen der Sprache ausdrücklich auf den Umstand zurückführt, dass er in einem dreisprachigen Umfeld aufgewachsen war:

[...] und auch sonst wäre mancherlei zu sagen über die besonderen Verhältnisse, die das Interesse für eine Psychologie der Sprache bei mir bis zu einer Leidenschaft steigerten. Dieses Interesse war bei mir von frühester Jugend an sehr stark, ja, ich verstehe es gar nicht, wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt wird. Er lernte damals [...] genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen: Deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und seines Umgangs; Tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein bißchen Hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als die Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödeljuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kaufleuten seines Umgangs oder gar seiner Verwandtschaft sprechen hörte. Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen seiner »Vorfahren« verehren. Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen im gemeinen Kuchelböhmisches und in dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch mußte schon das Kind auf gewisse Sprachgesetze aufmerksam machen, auf Entlehnung und Kontamination, die in ihrer ganzen Bedeutung von der Sprachwissenschaft noch heute nicht völlig begriffen worden sind.⁹⁷

An zahlreichen Stellen seiner Autobiografie macht Mauthner allerdings unmissverständlich klar, dass er diese Mehrsprachigkeit zwar prinzipiell als Einfluss durch das kulturelle Umfeld auffasst, dass aber eine Integration dieser Mehrsprachigkeit in das individuelle Leben definitiv ausgeschlossen sei. Jeder Mensch kann für Mauthner nur *eine* Muttersprache haben, die über seine nationale Zugehörigkeit entscheidet und ihn umfassend kulturell determiniert. Das Aufwachsen in einem mehrsprachigen Umfeld wird eindeutig negativ konnotiert, wenn er das »Prager Deutsch«⁹⁸ als eine von der lebendigen Entwicklung der deutschen Sprache geografisch und politisch abgeschnittene »papierene Sprache« definiert – »wenn nicht gar Ohr und Mund sich auf die slawische Aussprache ausgerichtet haben«⁹⁹ – und diesen Umstand für sein persönliches Scheitern als Schriftsteller verantwortlich macht. Seiner dichterischen Sprache habe »das Höchste und Tiefste« gefehlt: »die Erde«¹⁰⁰; eine fatale Wortwahl, die nicht von ungefähr an »Blut und Boden« denken lässt, denn in der Tat lässt sich etwa *Der letzte Deutsche von Blatna* im weitesten Sinn diesem Genre zuordnen.

In einer aufschlussreichen Passage seiner Autobiografie geht Mauthner darauf ein, dass in seinem Elternhaus großer Wert auf »korrekten« Gebrauch der deutschen Sprache gelegt wurde.

Mein Vater, der in seiner Weise sich für einen musterhaften Gebrauch der deutschen Sprache einsetzte [...]. Er verachtete und bekämpfte unerbittlich jeden leisen Anklang an Kuchelböhmisches oder an Mauscheldeutsch und bemühte sich mit unzureichenden Mitteln, uns eine reine, übertrieben puristische hochdeutsche Sprache zu lehren. So erinnere ich mich, daß er mir gegenüber einmal das Wort mischen als ein vermeintliches Wort der ihm verhaßten Judensprache heftig tadelte, man müßte gut deutsch melieren dafür sagen; mein Vater wußte nicht, daß sowohl mischen als auch melieren von dem lateinischen *miscere* stammt.¹⁰¹

Derartige autobiografische Erfahrungen sind typisch für das assimilationswillige jüdische Bürgertum, das bestrebt war, sich einerseits möglichst unauffällig an als »richtig deutsch« aufgefasste kulturelle Praktiken anzupassen und sich andererseits möglichst gründlich vom als kulturell »minderwertig« definierten »Ostjudentum« abzusetzen. Bezeichnenderweise trat Fritz Mauthner zweiseitig sogar für ein Zuwanderungsverbot von Ostjuden nach Deutschland ein.¹⁰² Auf die erlebte Ausgrenzung reagierten viele deutschsprachige Juden mit einer »Obsession des guten Deutsch und einem Sprachpurismus« (Zygmunt Bauman), der häufig auch mit einem politischen Bekenntnis zum Deutschnationalismus verbunden war.¹⁰³ Jacques Le Rider hat an Karl Kraus (am deutlichsten in dessen Kritik an Heinrich Heine), Theodor Herzl, Sigmund Freud und zahlreichen anderen Autoren im Detail nachgewiesen, dass der möglichst

104 Cf. Le Rider, Jacques: Krisen der jüdischen Identität. In: Ders.: Das Ende der Illusion. Zur Kritik der Moderne. Wien: ÖBV 1990, pp. 259-408.

105 Bauman 1995, p. 154.

106 In Bezug auf die Musik findet sich eine analoge Auffassung in: Wagner, Richard: Das Judentum in der Musik. In: Ders.: Mein Denken. Hg. v. Martin Gregor-Dellin. München: Piper 1982, pp. 173-190.

107 Mauthner 1918, p. 52f.

108 Weiler 1963, p. 137.

109 Cf. dazu auch die treffende Beschreibung in: Weiler: Einführung. In: Mauthner 1986, pp. 5-27. Dort heißt es: »Die [...] veröffentlichten Auszüge [aus Mauthners Autobiografie] zeigen uns v.a. einen sehr zornigen und dabei gründlich entfremdeten jungen Mann. Der Jude Mauthner wurde in einem Gebiet heftiger nationaler Konflikte geboren, eingeklemmt zwischen Deutschen und Tschechen. Dies ist der Stoff, der an anderen Orten [...] den jüdischen Nationalismus oder Zionismus nährte. Aber die Erfahrung, zu keiner der beiden streitenden Gruppen zu gehören, machte Mauthner nicht jüdischer. Er gehörte ganz und ohne Residuum, überhaupt keiner Gruppe an. Er war entschieden antitschechisch, und obwohl er von den Deutschen als von meinem Volke sprach, blieb er sich der Tatsache schmerzlich bewußt, daß er nicht in dem einen Sinn zu dieser Nation gehörte, der seiner eigenen Überzeugung nach der tiefgründigste war – der linguistische. Deutsch war seine Sprache, aber er beherrschte keinen ihrer Dialekte. Ausführlich und mit offensichtlichem Stolz beschreibt er seine aktive Teilnahme an der deutschen Sache. Dennoch zeugt sein ganzes Leben von dem schmerzlichen Bewußtsein, daß er, was immer er fühlen mochte, niemals von jenen als wahrer Deutscher akzeptiert werden würde, deren Deutschtum seiner Natur nach niemals in Frage gestellt werden konnte. [...] Nicht zuletzt war er auch dem Judentum entfremdet.«. p. 7f.

110 Mauthner, Fritz: Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. 4 Bde. Stuttgart: Deutsche Verl.-Anst. 1920-1923.

111 Schleichert, Hubert: Mauthners Atheismusbuch. Eine verspätete Buchbesprechung. In: Leinfellner, Elisabeth/Schleichert, Hubert (Hg.): Fritz Mauthner. Das Werk eines

korrekten Gebrauch der deutschen Sprache von hervorragender Bedeutung für assimilierte bzw. assimilationswillige Juden war.¹⁰⁴ Die auch von Mauthner mehrfach beschworene strikte Ablehnung des sog. »Mauscheln« erfüllte also primär die Funktion einer Abgrenzung vom Judentum – in den Worten Baumans handelte es sich dabei um den verzweifelten Versuch einer »jüdische[n] Entjudung«¹⁰⁵. Verzweifelt war dieser Versuch nicht zuletzt deshalb, weil er zum Scheitern verurteilt war. Die möglichst vollständige »Anpassung« an das, was als deutsche Kultur aufgefasst wurde, wurde in der antisemitischen Propaganda – mit einem Umschwenken von einem »kulturellen« zu einem »rassischen« (genauer: »rassistischen«) Antisemitismus – nämlich geradezu zu einem »jüdischen Wesenszug«, einem »Rassemerkmal«, uminterpretiert; mithin wurde jene kulturelle Strategie, die »Assimilation« gewährleisten sollte, selbst zum Merkmal des Scheiterns dieser Bestrebungen erhoben.

Gemäß zeitgenössisch-antisemitischer Auffassung waren Juden gar nicht in der Lage dazu, in den »Geist« der deutschen Sprache einzudringen, ihr »korrektes« Deutsch wurde als eine Art »Dressurleistung« interpretiert, die einen Angriff auf die Integrität der deutschen Sprache selbst darstelle. Juden wären prinzipiell gar nicht in der Lage dazu, in der deutschen Sprache kreativ Kunstwerke zu schaffen.¹⁰⁶ Mauthners Bemühungen, ein »deutscher Dichter« zu werden, lassen sich vor diesem Hintergrund als Assimilationsbemühungen auffassen, sein Resümee, auf Grund mangelnder sprachlicher »Erdverbundenheit« als Schriftsteller gescheitert zu sein, trägt Züge einer Selbstanklage.

Mauthner selbst hat seine Position als kultureller Außenseiter explizit mit seiner jüdischen Abstammung begründet:

Wie ich keine rechte Muttersprache besaß als Jude in einem zweisprachigen Lande, so hatte ich auch keine Mutterreligion, als Sohn einer völlig konfessionslosen Judenfamilie. Wie mir mit meinem Volke, dem deutschen, nicht die Werksteine ganz gemeinsam waren, die Worte, so war mir und ihm auch das Haus nicht gemeinsam, die Kirche.¹⁰⁷

»Everything in his early life was calculated to alienate him from his Jewish origins, similarly everything he experienced attracted him to Germany«¹⁰⁸, fasst Gershon Weiler Mauthners Identitätsproblematik zusammen und definiert dessen Leben und Werk als »study in Jewish self-rejection«.¹⁰⁹ In der Tat hat Mauthner seine jüdische Herkunft durchwegs marginalisiert, mehrfach betonte er, dass er zu keinem Zeitpunkt seiner Kindheit oder Jugend nähere Erfahrungen mit der jüdischen Religion gemacht habe. Auch dieser Aspekt seiner Identitätsproblematik hat im philosophischen und im literarischen Werk Mauthners deutliche Spuren hinterlassen: Sein Bekenntnis zum Atheismus, das seinen philosophischen Ausdruck in der vierbändigen *Geschichte des Atheismus im Abendlande*¹¹⁰ fand, mündete letztendlich in die Konstruktion einer »gottlosen Mystik«, die durch programmatisches Schweigen Erlösung von der Skepsis bringen sollte, »hinter der« aber, so Hubert Schleichert, »sichtlich nur der Intellekt, nicht aber das persönliche Erleben steht.«¹¹¹ Auf den durch einen antisemitischen Artikel des deutschnationalen Historikers Heinrich von Treitschke (1834-1896) ausgelösten sog. *Berliner Antisemitismusstreit*¹¹² (1879/80) reagierte Mauthner mit dem, zuerst in Fortsetzungen im *Berliner Tageblatt* publizierten Roman *Der neue Ahasver*¹¹³, dessen Buchfassung er bezeichnenderweise dem prominentesten Kritiker Treitschkes widmete, der selbst nicht jüdischer Herkunft war: dem Historiker Theodor Mommsen (1817-1903).

Die keineswegs untypische Identitätsproblematik sog. »assimilierter« jüdischer Intellektueller des deutschsprachigen Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde im Falle Mauthners noch durch einen weiteren Umstand in entscheidendem Ausmaß zusätzlich radikalisiert: Im Königreich Böhmen hatten deutsch- und tschechischsprachige Landesbürger über Jahrhunderte hinweg einigermaßen friedlich miteinander gelebt, wobei die ökonomische und politische Dominanz, insbesondere nach der Niederschlagung der böhmischen Unabhängigkeitsbewegung in der Gegenreformation und im Dreißigjährigen Krieg, eindeutig bei der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe gelegen war. Seit etwa Anfang des 19. Jahrhunderts, insbesondere aber nach der letztlich gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848/49, begann dieses Miteinanderleben mehr und mehr einem politisch und kulturell ausgetragenen Nationalitätenkonflikt zu weichen, der auf beiden Seiten zunehmend an Radikalität gewann. Die tschechische Nationalbewegung schwärmte von einer kulturellen »Wiedergeburt« der tschechischen Nation und begann die »deutsche« Dominanz zunehmend als aufgezwungene »Fremdherrschaft« zu attackieren, von »deutscher« Seite wurde die

kritischen Denkers. Wien, Köln,
Weimar: Böhlau 1995, p. 139.

112 Cf. Boehlich, Walter (Hg.): Der
Berliner Antisemitismusstreit.
Frankfurt/M.: Insel 1965.

113 Mauthner, Fritz: Der neue
Ahasver. Roman aus Jung-Berlin.
Dresden, Leipzig: Minden 1882
[Nachdr. 2001].

114 Cf. u.a. Luft, Robert: Zwischen
Tschechen und Deutschen in Prag
um 1900. Zweisprachige Welten,
nationale Interferenzen und
Verbindungen über ethnische
Grenzen. In: Brücken N.F. 4 (1994),
pp. 143-169.

115 Cf. Bermann, Richard A. alias
Höllriegel, Arnold: Die Fahrt auf dem
Katarakt. Eine Autobiographie ohne
einen Helden. Hg. v. Hans-Harald
Müller. Wien: Picus 1998,
pp. 31-38, insbes. p. 32f. Bermann
weist darauf hin, dass auch
Geschäfte oder Restaurants
durchwegs nur von den
Angehörigen jeweils einer der
beiden Volksgruppen – der
des jeweiligen Eigentümers –
frequentiert wurden.

116 Cf. Kühn 1975, p. 116.

117 Cf. u.a. Čupr, Franz [= František]:
Griechisch-deutsch-böhmisches
Taschenwörterbuch zunächst
für Gymnasien. Prag: Friedrich
Rohliček & Co. 1854.; Čupr, Franz
[= František]: Lateinisch-deutsch-
böhmisches Taschenwörterbuch
für Untergymnasien. Prag: Friedrich
Rohliček & Co. 1853.; Cf. auch:
Ders.: Praktischer Lehrgang zum
schnellen und leichten Erlernen
der böhmischen Sprache. Prag: Karl
Andre 1852.

118 Mauthner 1918, p. 52f.

119 Mauthner 1915, p. 8.

120 Ibid.

121 Mauthner 1918, p. 34.

tschechische Forderung nach politischer Mitbestimmung und in letzter Konsequenz Dominanz aus der Perspektive einer als selbstverständlich vorausgesetzten »kulturellen Überlegenheit« des »Deutschtums« zunehmend als unstatthafes Begehren, ja als Bestreben, den »Deutschen« die von ihnen geschaffenen ökonomischen und kulturellen Werte zu »rauben«, interpretiert.

Die biografisch prägenden Jahre der Kindheit und Jugend Fritz Mauthners in Prag sind in politischer Hinsicht vom Aufbrechen einer immer tiefer werdenden Kluft zwischen den beiden »Volksstämmen« Böhmens geprägt, die letztlich in eine Aufspaltung und nationale »Verdoppelung« aller gesellschaftlichen Institutionen einmündete; kennzeichnender Ausdruck dieser Entwicklung war die Spaltung der Prager Universität in das deutsche *Karolinum* und das tschechische *Klementinum* im Jahr 1882. Das »deutsche« *Prag* und das »tschechische« *Praha* waren letztendlich nur mehr materiell ein und dieselbe Stadt, als soziale Netzwerke aufgefasst, handelte es sich bereits um zwei verschiedene Städte; zwar gab es daneben auch eine um Ausgleich der Gegensätze bemühte Bevölkerungsgruppe, die aber ihrerseits eine mehr oder weniger isolierte Einheit für sich bildete.¹¹⁴ Im nationalistisch aufgeheizten Klima Prags konnte letztendlich, wie der Schriftsteller Richard A. Bermann (1883-1939) – wie Mauthner ein deutschsprachiger Prager jüdischer Abstammung, doch eine Generation jünger als dieser – in seiner Autobiografie detailreich schildert, die alltäglichste Handlung, wie etwa die Verwendung von Tinte oder Zündhölzern einer bestimmten Marke, als Ausdruck nationaler Gesinnung interpretiert werden.¹¹⁵

Eine der »Hauptkampflinien« des Nationalitätenkonflikts war – nicht nur im Königreich Böhmen – die Schulpolitik: Die politische Festlegung der Unterrichtssprache wurde allgemein als nationale Definition einer Gemeinde oder eines Bezirks aufgefasst und war dementsprechend heftig umkämpft. Nationale »Schulvereine« verstanden sich als Speerspitzen des Nationalitätenkampfes, der »Gewinn« oder »Verlust« einer bestimmten Schule wurde als Gewinn oder Verlust nationalen Territoriums interpretiert. Es ist wenig überraschend, dass Mauthner gerade diesem Thema besondere Aufmerksamkeit widmete: Die breit und ermüdend detailreich ausgeführte Schilderung der – wie er es sah, von Kirche und Zentralregierung in böswilliger Absicht geförderten – tschechischen Versuche, das Schulsystem Böhmens und insbesondere Prags zu »erobern«, ist eines der Hauptthemen seiner Autobiografie. Nebenbei lässt sich von hier aus auch ein weiterer Aspekt zur Klärung von Mauthners kultischer Bismarck-Verehrung beitragen: Gelegentlich hat er besonders die *Kulturkampf* Bismarcks als wertvollen Beitrag zur »Sprachkritik« gerühmt; in Wahrheit sucht man in diesen Texten vergebens nach sprachkritischen Elementen, sie sind vielmehr Politrhetorik und Politpropaganda reinsten Form. Allerdings geht es darin u.a. um das sog. *Schulaufsichtsgesetz* von 1872, in dem Bismarck der katholischen Kirche die Aufsicht über die Schulen in den gemischtsprachigen deutsch-polnischen Regionen zu entziehen bestrebt war, da diese die Mehrsprachigkeit fördern und damit die kulturelle Sprachdominanz der deutschen Nation untergraben würden. Recht offenkundig ist es gerade dieser Punkt, der Mauthner in besonderem Maße für diese ansonsten nicht bemerkenswerten Texte einnahm.¹¹⁶

Eben hier, in der Schulpolitik, sah sich Mauthner selbst nun mit einer zusätzlichen »verordneten« Fragmentierung seiner »kulturellen Identität« konfrontiert: Bis in die 1860er Jahre – also noch in seiner Schulzeit – hatten die Behörden der Donaumonarchie an dem Grundsatz des *Bohemismus* festgehalten, demzufolge es in Böhmen zwei gleichberechtigte Landessprachen gab und alle Bürger Böhmens *de jure* als zweisprachig angesehen wurden. Nominell – es bleibt offen, wie weit das konkret in die Realität umgesetzt wurde – sollte der schulische Unterricht in ganz Böhmen zweisprachig gestaltet werden, die Wörterbücher für den altsprachlichen Unterricht waren bezeichnenderweise dreisprachig verfasst: Deutsch-Tschechisch-Latein, Deutsch-Tschechisch-Griechisch.¹¹⁷ Mauthner hat diese Verordnung Zeit seines Lebens als persönlichen Angriff interpretiert: »Sand in die Augen«¹¹⁸ nennt er sie in seiner Autobiografie, als »Unrecht und Unfug«¹¹⁹, als »Lüge, als wären wir zweisprachige Menschen«¹²⁰, geißelt er diese Bestrebungen nach Ausgleich der nationalen Konflikte in *Muttersprache und Vaterland*. Die Autobiografie Mauthners ist in wesentlichen Teilen ein frontaler Angriff auf dieses Schulsystem und auf die angeblich von der Wiener Zentralregierung mitgetragene Tschechisierung der Deutschen in Böhmen. Seine »Klippschule« sei »eine von jüdischen und slawischen Tendenzen herumgezerrte Anstalt«¹²¹ gewesen, nie habe er in den Jahren seiner Schulzeit

122 Ibid., p. 35f. - Die Formulierung »gefälschtes Literaturkleinod« bezieht sich auf die sog. *Königinhofer Handschrift*, eine von zwei – wie sich herausstellte – zu Anfang des 19. Jahrhunderts gefälschten Handschriften mit vermeintlich »alttschechischer« Dichtung, die das hohe Alter der tschechischen Literatursprache belegen sollten (bei der zweiten dieser Schriften handelt es sich um die sog. *Grünberger Handschrift*). Für die Deutschnationalen galt die von offizieller tschechischer Seite bis 1918 heftig bestrittene Unechtheit der Handschriften als Beleg dafür, dass die beanspruchte kulturelle Gleichberechtigung (oder Überlegenheit) der Tschechen auf Fälschung und Lüge beruhe. Mauthner zeigte sich von dieser Argumentation fasziniert: Er geht nicht nur in seinen theoretischen Schriften ebenso ausführlich wie hämisch darauf ein (cf. z.B.: Mauthner 1920, pp. 38-47), sondern ließ sich von der Affäre sogar zu einem Roman anregen: Cf. Mauthner, Fritz: *Die böhmische Handschrift*. Paris, Leipzig, München: Langen 1897 [Vorabdr. u.d.T. *Die Handschrift von Opretal in der Kölnischen Zeitung* 1895/96].

123 Cf. Mauthner, Fritz: *Böhmische Novellen*. In: Ders.: *Ausgewählte Schriften* 4, Stuttgart, Berlin: Deutsche Verl.-Anst. 1919. Befremdlich ist v.a. auch das Nachwort dieses Bandes, in dem Mauthner die beiden rabiat antitschechischen Erzählungen (*Der letzte Deutsche von Blatna*, *Die böhmische Handschrift*) den Tschechen, als den »Siegern« des Nationalitätenkampfes, widmet und diese seltsame Widmung als ein Zeichen der Versöhnung aufgefasst wissen will! Was von dieser »Versöhnung« zu halten ist wird jedoch sofort klar, wenn Mauthner selbst dieses vermeintliche »Versöhnungsangebot« im selben Absatz als »Mahnung und [...] Warnung« an die Tschechen definiert: Die Tschechen sollten, so Mauthner, nicht auf die Idee kommen, das ihnen von den Habsburgern zugefügte Unrecht ihrerseits an den »Deutschböhmen« zu vergelten; diese hätten nunmehr zwar »kein Vaterland« mehr, würden aber Mittel und Wege finden, ihrer Muttersprache treu zu bleiben (p. 369).

Bemerkenswerterweise sind mehrere Motive der späteren sprachkritischen Schriften und auch der Kriegsschriften bereits in dem Roman von 1887 angelegt: Bereits hier findet sich etwa die behauptete Höherwertigkeit der Tat gegenüber dem Wort (cf. bspw. p. 266), wie auch die Feststellung, dass in Kriegszeiten – und der Nationalitätenkampf wird

ein Sterbenswörtchen über die Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Literatur [vernommen], natürlich noch weniger jemals ein Sterbenswörtchen über Schönheit und Kraft unserer deutschen Muttersprache; wie ich dagegen von fanatischen Tschechen doch einigermaßen in die Geschichte der tschechischen Sprache und in die philologische Kenntnis eines gefälschten Literaturkleinods eingeführt wurde.¹²²

Mauthners Autobiografie wurde im Wesentlichen während des Krieges geschrieben und schließlich im Jahr 1918 publiziert: Es wäre jedoch falsch, daraus zu schließen, dass sie Ausdruck einer erst durch den Eindruck des Krieges geprägten Gesinnung wäre. Bereits drei Jahrzehnte zuvor, Mitte der 1880er Jahre, hatte Mauthner den in der Sekundärliteratur weitestgehend ausgeklammerten Roman *Der letzte Deutsche von Blatna* publiziert, der mehrere Auflagen erlebte und noch im Jahr 1919 im Rahmen der *Ausgewählten Schriften* nachgedruckt wurde.¹²³ Das Werk stellt nachgerade eine Explosion des Tschechenhasses dar: Die Deutschen, so die von Mauthner darin illustrierte These, hätten allen Reichtum, alle Kultur Böhmens geschaffen: Selbst Zaboï Prokop, der tschechische Jugendfreund und spätere nationale Gegenspieler des letzten Deutschen von Blatna, des Fabrikanten Anton Gegenbauer, sieht sich in einem Moment der Schwäche zu dem Eingeständnis genötigt, er wisse ja in Wahrheit auch, dass erst »die deutschen Bücher [...] Licht und Klarheit zu uns nach Böhmen gebracht [haben]«. ¹²⁴ Eine unheilige Allianz von tschechischer Nationalbewegung – die »durch künstliche Mittel die Mehrzahl bei den Wahlen«¹²⁵ herbeiführe –, lokalem Adel, unfähigen Wiener Zentralbehörden und v.a. böswilliger katholischer Kirche, hätte es sich aber – so Mauthners im Roman, und nicht nur dort, ausgesprochene Überzeugung – zum Ziel gesetzt, die Deutschen aus Böhmen vollständig zu vertreiben. Der Hebel, mit dem die von ihm unhinterfragt verteidigte deutsche kulturelle Dominanz ausgehoben werden soll, ist bezeichnenderweise auch im Roman die Schulpolitik. Nach einem durch Wahlen verursachten politischen Umschwung in Wien sehen sich die wenigen verbliebenen deutschen Honoratioren in dem einst »rein deutschen«, nunmehr von den Tschechen größtenteils »übernommenen« Ort Blatna vorerst einer Art von tschechisch-national motiviertem Pogrom ausgesetzt, dessen sie sich nur durch die Androhung von Waffengewalt erwehren können – wofür sie wiederum von tschechisch-national korrumpierten Richtern zur Verantwortung gezogen werden sollen. Unmittelbar danach werden der deutsche Pfarrer und der deutsche Lehrer aus dem Ort abberufen und durch Tschechen ersetzt. Bei der Verabschiedung des Lehrers durch Anton Gegenbauer und den vorläufig noch verbleibenden deutschen Arzt, erklärt der Lehrer, dass er froh darüber sei, nun in einen rein deutschen Ort versetzt zu werden. Der Arzt nimmt dies zum Anlass, dem Lehrer die angeblich hinter all diesen Maßnahmen stehende Strategie zu »erklären«:

[...] wenn morgen ein tschechischer Scherenschleifer durch Ihren neuen Wohnort zieht, so wird man einen tschechischen Bezirksrichter für nötig halten, weil der Scherenschleifer vielleicht stehlen könnte und der Richter ihn in seiner Sprache verhören müßte. Und wenn der tschechische Bezirksrichter erst da ist, so wird er tschechische Predigt und tschechische Schulen verlangen, weil er vielleicht heiraten, viele Kinder bekommen könnte und diesen der Unterricht und die Glaubenslehre nicht verkümmert werden darf. Und wenn erst die tschechische Schule für die zukünftigen Kinder des Scherenschleiferrichters gegründet ist, dann wird plötzlich kein Geld für die deutsche Schule da sein und Sie werden weiter wandern müssen, immer weiter, bis Sie im letzten deutschen Gebirgsneste Ruhe finden, wo kein tschechischer Scherenschleifer mehr hinkommt, weil die Leute zu arm sind, um ein Werkzeug im Hause zu haben.¹²⁶

Die hochkomplexe Nationalitätenproblematik wird hier auf das Format einer denkbar simpel gestrickten Verschwörungstheorie zusammengestutzt. Zwar wird der Monolog des Arztes vom Autor selbst als »satirisch übertreibend«¹²⁷ kommentiert, eine genau entsprechende »Erklärung« des Nationalitätenkonflikts wird aber einige Seiten später von der uneingeschränkt positiv gezeichneten Hauptfigur des Romans, Anton Gegenbauer, bemüht. Bei einem von tschechischen Nationalisten organisierten »Meeting«, dessen Ziel die Gründung einer tschechischen Schule im »urdeutschen«¹²⁸ Nachbardorf Blatnas ist, bemüht sich Gegenbauer, den von der katholischen Kirche irreführten Bauern – die doch in Wahrheit, wie der Erzähler mit Befriedigung kommentiert, die Tschechen zumeist eigentlich »von Herzen [...] verachteten«¹²⁹ – die angebliche Strategie der tschechisch-nationalen Schulpolitik zu erklären.

von Mauthner mehrfach explizit mit einem Krieg gleichgesetzt! – die Ideale des Humanismus ausgesetzt und für eine bessere Zukunft aufgehoben werden müssten (cf. u.a. p. 85, p. 266). Biografisch aufschlussreich ist überdies das Motiv der national motivierten Auswanderung nach Deutschland (cf. p. 164.). Cf. Mauthner [1887].

124 Ibid., p. 38f.

125 Ibid., p. 195.

126 Ibid., p. 100.

127 Ibid.

128 Ibid., p. 171.

129 Ibid., p. 209.

130 Ibid., p. 194.

131 Ibid., p. 170f.

132 Ibid., p. 102.

133 Ibid., p. 120f.

134 Ibid., p. 258.

Er erklärte den Bauern den Kriegsplan der Tschechen. Er wies aus vielen Beispielen nach, daß sie hier wie überall damit anfangen, an deutschen Orten einen kleinen festen Kristallisationspunkt für die Ausbreitung des Tschechentums zu gewinnen. Wie der einzelne tschechische Lehrer, Beamte, Geistliche oder Gastwirt als Quartiermeister für die nachschiebenden Landsleute tätig war, wie der tschechische Stamm seit Jahren an tausend Punkten zugleich erobernd ins deutsche Gebiet eindrang, wie deutsches Wesen vom slawischen Stück für Stück verschlungen wurde. Das hörten die deutschen Bauern jetzt zum ersten Male vom Gegenbauer, dem geachteten Manne, der auch gar nicht danach aussah, als ob er ein Lügner wäre.¹³⁰

Und an anderer Stelle heißt es über Gegenbauers Haltung zur Schulproblematik:

Von den Vereinen war ihm von Anfang an der Schulverein der liebste, weil dessen Ziel, Schutz der deutschen Kinder gegen den Untergang in der tschechischen Schule, nahe und greifbar lag. Der letzte Deutsche von Blatna wußte etwas davon zu erzählen, wie deutsche Sprachinseln von der steigenden tschechischen Flut verschlungen wurden.¹³¹

Die einschlägigen Belegstellen im Roman sind zu zahlreich und zu offensichtlich positiv konnotiert, als dass sie durch das Argument entwertet werden könnten, dass nicht jede Ansicht einer literarischen Figur automatisch als jene des Autors angesehen werden kann. Überdies finden sich ähnliche Auffassungen auch in anderen Arbeiten Mauthners, besonders in seiner Autobiografie, ausgesprochen. Auch hinsichtlich der Motive der tschechischen Nationalisten greift Mauthner zu krudesten Unterstellungen: Zwar billigt er einzelnen Idealisten, wie Zaboï, ehrliche Motive zu – wobei er zugleich unterstellt, dass diese Idealisten eigentlich wider besseres Wissen handeln würden – im Wesentlichen gehe es aber um einen organisierten Raubzug – »Wir haben das Land zu etwas gemacht, und dafür werden wir jetzt hinausgedrängt«,¹³² lässt Mauthner den deutschen Lehrer erklären und der mit allen Mitteln des Trivialromans als dämonischer Bösewicht gezeichnete Vater Zaboï, Svatopluk Prokop, klärt seinen Sohn denn auch unmißverständlich über die vermeintlich »eigentliche« Zielsetzung der tschechischen Nationalbewegung auf.

Was nutzt uns der Sieg unseres Volkes, wenn wir den Deutschen nicht ihre Meierhöfe und ihre Fabriken fortnehmen können, und wie können wir unserem Volke besser nützen, als indem wir einen jeden reich werden lassen? Wenn jeder einzelne Tscheche sich einen Deutschen zum Ausplündern aussucht [...] so haben wir für die nationale Sache mehr gewonnen, als alle Regierungen und Pfaffen uns jemals gewähren können. Es ist sehr verdienstvoll, für seine Nation Gut und Blut zu opfern; aber noch verdienstvoller ist es, das Gut des Feindes an sich zu bringen.¹³³

Eben dieser Svatopluk Prokop ist es auch, der schließlich zur *ultima ratio* greift, um den letzten in Blatna verbliebenen Deutschen los zu werden, in dem er diesen durch einen heimtückischen Mordanschlag zu beseitigen versucht. Auch wenn dieser Anschlag schließlich scheitert, und Gegenbauer seine Position als »der letzte Deutsche von Blatna« noch einmal behaupten kann, fällt Mauthners Resümee zur Lage der Deutschen in Böhmen letztlich pessimistisch aus. Mit den Worten einer seiner Romanfiguren:

In jedem Dorfe des Landes wird ein ganzes Heer von Leuten, die aus Fanatismus zu allem fähig sind, gegen jede kleinste Regung des Deutschtums aufgeboten. Auf jeden Punkt, den wir verteidigen wollen, wirft sich die Übermacht der Rücksichtslosigkeit und erdrückt uns. Finis Germaniae! Gottlob in Böhmen nur.¹³⁴

Wesentlich an den Erfahrungen des Sprachenkonflikts in Böhmen – die von Mauthner selbst, wie wir gesehen haben, durch den Filter des wüstesten Nationalismus interpretiert wurden – ist für die hier behandelte Thematik der Umstand, dass sie auch dessen Sicht auf den Weltkrieg in fundamentaler Weise mitbestimmten. Nach dem Muster einer feindlichen »Flut«, in der das deutsche Volk und die deutsche Kultur »verschlungen« zu werden drohen, wird auch der Weltkrieg als rein defensiver Kampf um das nackte Überleben interpretiert. Mauthners Befürchtung war, dass die Ereignisse des Weltkrieges das einschränkende »Gottlob in Böhmen nur« hinter dem »Finis Germaniae« auslöschen könnten. Am deutlichsten kommt dies in dem bereits mehrfach erwähnten Artikel in der Soldatenzeitschrift *Der Champagne-Kamerad* von 1917 zum Ausdruck, wo das Motiv der Vertreibung und kulturellen »Ausrottung« und »Umvolkung« der Deutschen von der regional böhmischen auf die europäische Ebene gehoben wird – ganz entsprechend Mauthners ebenso apodiktischer wie krude reduktionistischer

135 Cf. Mauthner: Nachwort zum vierten Bande. In: Ders.: 1919, p. 369. Dort heißt es über die von Mauthner sog. »Volkskriege« (die er von den »Religionskriegen« unterscheidet): »Es waren immer nur Kriege um arme Worte, um liebe Sprachen«.

136 Mauthner 1917, p. 2.

137 Mauthner 1918, p. 10f. Auch Wien sah Mauthner von einer slawischen »Übernahme« bedroht: »Noch ist Wien eine deutsche Stadt«, heißt es vieldeutig. In: Mauthner [1887], p. 260.

138 Cf. Anm. 3.

139 Cf. Mauthner 1914, unpaginiert.

140 Die Formulierung taucht in Mauthners Kriegsschriften mehrfach auf, z.B. in: Mauthner ²1914, p. 43.

141 Brief Fritz Mauthners an Auguste Hauschner v. 08.07.1917. In: Beradt/Bloch-Zavrel 1929, p. 147.

142 Kühn 1975, p. 259f.

143 Brief v. Fritz Mauthner an Auguste Hauschner v. 22.05.1919. In: Beradt/Bloch-Zavrel 1929, p. 198.

144 Cf. u.a.: Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin (Hg.): Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente. Frankfurt/M.: Fischer 1997.

145 Mauthner 1919, p. 162.

146 Ibid., p. 164.

147 Ibid., p. 167.

Erklärung, dass alle sog. »Volkskriege« immer und ausschließlich »um Sprachen« geführt würden.¹³⁵ Im Fall einer Niederlage drohe, so Mauthner emphatisch, nichts Geringeres als die vollständige Ausrottung der deutschen Sprache und Kultur:

[Es müßten] Heimatgenossen wie Sklaven aufhorchen, um ängstlich zu erraten, was die Gewalthaber in einer fremden Sprache ihnen auferlegen. Daß den Kindern mit der Rute, den Männern mit der Knute die Muttersprache ausgetrieben würde. Daß man für das Absingen eines traulichen Volksliedes im Kerker zu büßen hätte. Daß ein neues Geschlecht, wenn die Fremdherrschaft nur lange genug dauerte, langsam zur Verachtung der Muttersprache erzogen würde. Wir haben's erlebt [sic]. Können Sie es mir nicht nachfühlen, daß eine solche Qual nicht unähnlich wäre der, die einem durch Vergewaltigung der Geliebten angetan würde?¹³⁶

Recht offensichtlich hat diese Darstellung mit den realen Kriegszielen der Entente-Mächte nicht das Geringste zu tun, ebenso ist aber – v.a. im Zusammenhang mit seinen übrigen Kriegstexten – nicht zu übersehen, dass Mauthner selbst in seiner »Todesangst um Deutschland« zutiefst von der Realität dieser Angstvision überzeugt war. Sowohl das beinahe triumphierend eingefügte »wir haben's erlebt« als auch das Motiv des politisch-provokativen Charakters des Absingens eines deutschen Volksliedes – ein Motiv, das bereits in *Der letzte Deutsche von Blatna* mehrfach variiert wird – verweisen unmissverständlich auf die Wurzeln dieser Ängste in Mauthners biografischen Erfahrungen in Böhmen.

Mauthners Reaktion auf seine Position als innergesellschaftlicher Fremder war die stellenweise zwanghaft anmutende Suche nach einer »eindeutigen« Identität, konkret, nach einer *eindeutig deutschen Identität*, der nichts Jüdisches oder Tschechisches anhaften durfte. In seinen Schriften, den literarischen ebenso wie den philosophischen, ist er – bewusst oder unbewusst – um die Konstruktion dieser Identität bemüht (ohne dass sich der Gehalt dieser Schriften ausschließlich auf diesen Aspekt reduzieren ließe). Seine Übersiedlung von Prag – einer zu seiner Jugendzeit »schon sehr slawischen Stadt«¹³⁷ – nach Berlin im Jahr 1876 ist dementsprechend auch als ein politischer Akt aufzufassen. Den Krieg erlebte Mauthner als Angriff auf diese fragile Identitätskonstruktion, letztlich also als Angriff auf seine eigene Person. Diese »Überidentifikation« mit Deutschland¹³⁸ erklärt die forcierte Aggressivität seiner Kriegstexte, auch die vollständige Uneinsichtigkeit gegenüber der wohlmeinendsten Kritik, wie sie etwa von seinem Freund Gustav Landauer formuliert wurde. Kurz nach Kriegsbeginn hatte Mauthner noch angemerkt, dass man eine Sorge um den Sieg gar nicht »aufkommen« lassen dürfe,¹³⁹ der einzig denkbare Friedensschluss sei ein »Bismarckscher Friede«¹⁴⁰ nach dem Muster von 1871. Im Jahr 1917 bezeichnete er eine allfällige deutsche Niederlage in einem privaten Schreiben vieldeutig als ein »zum Selbstmord führendes Unglück«,¹⁴¹ hütete sich jedoch, derartiges zu veröffentlichen. Bis zuletzt jedoch war Mauthner im Wesentlichen von einem Sieg der deutschen Waffen überzeugt, sogar einen Separatfrieden mit Frankreich hielt er bis unmittelbar vor Kriegsende noch für möglich.¹⁴² Die Niederlage von 1918 traf ihn daher völlig unvorbereitet, er erlebte sie dementsprechend als persönliche Katastrophe, auf die er mit einem völligen psychischen Zusammenbruch und schweren Depressionen reagierte; Letztere sollten ihn bis zu seinem Tod fünf Jahre später begleiten. Einem privaten Schreiben von 1919 vertraute er an, er habe seitdem »geistig und körperlich einen Knax weg; [...] Ist aber alles so gleichgültig [...] diesem Frieden gegenüber – Alles und wir Alle.«¹⁴³ Kurzfristig trug sich Mauthner in der Folge sogar mit Plänen, aus Deutschland auszuwandern, die vage Hoffnung des immerhin bereits siebzigjährigen Nichtakademikers auf eine Professur an der Universität von Istanbul (!) erwies sich jedoch als fantastische Illusion.

In dem bereits erwähnten Dialog *Bismarcks Trauer*, der Mauthners vielleicht eindringlichsten Kommentar zur Niederlage darstellt, finden sich typische deutschnationale Argumentationsmuster der Zeit.¹⁴⁴ Da wird gegen das »widerliche Getön [aus Versailles], wie Würgen und Schachern«¹⁴⁵ polemisiert, da wird behauptet, dass Deutschland den Krieg gar nicht militärisch verloren habe, es handle sich um eine »namenlose Niederlage, weil sie nicht auf eine verlorene Schlacht bei Dingsda folgte«,¹⁴⁶ und diese Niederlage sei in Wahrheit verursacht durch »die Verräter rechts und links«.¹⁴⁷ Das Wort »Dolchstoß« fällt nicht, es ist aber klar, dass eben dies gemeint ist. Aber, so Mauthner, der starke Mann werde kommen, der Deutschland wieder zu Größe führen werde – er imaginiert ihn als eine Mischung aus einer Reinkarnation Bismarcks und einer Reinkarnation Barbarossas. Wer 1918/1919 so argumentierte, fand später

148 Weiler 1963, p. 5.

149 Cf. u.a. ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige neuere Arbeiten: Arens, Katherine: *Functionalism and Fin de siècle. Fritz Mauthner's Critique of Language*. New York et al.: Lang 1984 (Stanford German Studies 23); Dies.: *Empire in Decline. Fritz Mauthner's Critique of Wilhelminian Germany*. New York et al.: Lang 2001; Kurzreiter, Martin: *Sprachkritik als Ideologiekritik bei Fritz Mauthner*. Frankfurt/M. et al.: Lang 1993 (Europäische Hochschulschriften I, 1361); Dapia, Sylvia G.: *Die Rezeption der Sprachkritik Fritz Mauthners im Werk von Jorge Luis Borges*. Köln, Wien: Böhlau 1993 (Forum Ibero-Americanum 8); Berlage, Andreas: *Empfindung, Ich und Sprache um 1900. Ernst Mach, Hermann Bahr und Fritz Mauthner im Zusammenhang*. Frankfurt/M. et al.: Lang 1994 (Europäische Hochschulschriften XX, 414); Vierhufe, Almut: *Parodie und Sprachkritik. Untersuchungen zu Fritz Mauthners Nach berühmten Mustern*. Tübingen: Niemeyer 1999 (Germanist. Linguistik 209); Thalken, Michael: *Ein bewegliches Heer von Metaphern. Sprachkritisches Sprechen bei Friedrich Nietzsche, Gustav Gerber, Fritz Mauthner und Karl Kraus*. Frankfurt/M. et al.: Lang 1999 (Literatur als Sprache 12); Ullmann, Bettina: *Fritz Mauthners Kunst- und Kulturvorstellungen zwischen Traditionalität und Moderne*. Frankfurt/M. et al.: Lang 2000 (Hamburger Beitr. zur Germanistik 29); Saboi, Martin: *Die Sprachkritik Fritz Mauthners*. Innsbruck: Dipl.[masch.] 2001. Cf. weiters: Henne, Helmut/Kaiser, Christine: *Fritz Mauthners Leben und Werk. Von Böhmen über Berlin zum Bodensee. Katalog zur Ausstellung anlässlich des wissenschaftlichen Symposions am 23. November 1999*. Braunschweig: Seminar für deutsche Sprache und Literatur 1999.; De Bruyn, Günter/Kutter, Uta (Hg.): *Literarisches Doppelportrait Theodor Fontane, Fritz Mauthner. Vorträge eines Symposiums, das vom 19. bis 21. März 1999 in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach von der Akademie für Gesprochenes Wort veranstaltet wurde*. Stuttgart: Verein der Freunde der Akad. für Gesprochenes Wort [et al.] 2000 (Schriften der Akad. für gesprochenes Wort 4).

150 Cf. Lutz, Bernd (Hg.): *Metzler Philosophen Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen. Zweite, aktualisierte u. erw. Ausg.* Stuttgart, Weimar: Metzler 1995.

seine politische Heimat mit einiger Folgerichtigkeit im Nationalsozialismus. Die letzte und größte Enttäuschung, von jener nationalen Erneuerungsbewegung, die er herbeisehnte, von jenem deutschen Staat, an dem er mit blinder Loyalität hing, per Gesetz zum Paria und Nichtdeutschen gestempelt zu werden, ist Mauthner erspart geblieben. Er starb – als ein frühes und tragisches Beispiel des Scheiterns der angestrebten »Assimilation« des jüdischen Bürgertums deutscher Sprache – im Alter von 74 Jahren im Jahr 1923 – gerade ein Dutzend Jahre vor Inkrafttreten der *Nürnberger Gesetze*. Sein Grabstein trägt eine von ihm selbst gewählte, vielsagende Inschrift: »Vom Menschsein erlöst.«¹⁴⁸

Fritz Mauthner war zu seinen Lebzeiten v.a. als Kritiker und Journalist eine bekannte Persönlichkeit. Sein literarisches Werk fand – vorsichtig formuliert – eher geteilte Aufnahme, und Mauthner selbst hat sich in der Rückschau als ein an der Sprache gescheiterter Schriftsteller deklariert (was ihn nicht daran gehindert hat, die Neuauflage seiner literarischen Hervorbringungen mit Elan zu betreiben) und eben dieses Scheitern – nicht ohne ein hohes Maß an Stilisierung der eigenen Biografie – zum Ausgangspunkt seiner philosophischen Sprachkritik erklärt. Seine sprachkritischen Schriften fanden ihre Leser v.a. unter Schriftstellern und in einer kleinen Gemeinde deklariierter Anhänger, bei den Vertretern des akademischen Faches Philosophie stießen sie – von Ausnahmen wie etwa Ernst Mach abgesehen – auf Desinteresse und Ablehnung. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Werk Fritz Mauthners hat eine beachtliche Zahl von Monografien (darunter nicht wenige Dissertationen) hervorgebracht,¹⁴⁹ wobei allerdings gelegentlich gewisse Züge einer zu Einseitigkeiten neigenden »Gemeindebildung« zu konstatieren sind. In neueren Überblicksstudien zur Geschichte der Philosophie kommt Mauthner dagegen kaum noch vor: So wird sein Name im neuesten biografischen Philosophenlexikon¹⁵⁰ kein einziges Mal genannt, selbst in einer rezenten biografisch ausgerichteten Studie über *Klassiker der Sprachphilosophie* wird er nur mehr im Vorwort als einer jener Autoren erwähnt, auf die gesondert einzugehen sich mittlerweile erübrige.¹⁵¹ In Randall Collins' gleichfalls erst vor wenigen Jahren publiziertem Mammutwerk *The Sociology of Philosophies* wird Mauthner gerade noch in einer Fußnote als Beispiel dafür erwähnt, dass es um die Jahrhundertwende auch vor Wittgenstein sprachphilosophische Ansätze gegeben habe, die sich jedoch als nicht zukunftsweisend herausgestellt hätten.¹⁵²

Die notwendigerweise skizzenhaft ausgefallene vorliegende Analyse verfolgte nicht die Absicht, Mauthners sprachphilosophisches Werk durch moralische Wertungen pauschal zu diskreditieren, sie sollte vielmehr dazu dienen, den allerdings problematischen Hintergrund, den Subtext dieses Werks, zu illustrieren. Die säuberliche methodische Trennung zwischen dem nationalistischen Eiferer Mauthner einerseits, der sich in seinen literarischen Texten und seiner Kriegspublizistik austobte, und dem vermeintlich nüchternen und rationalen Sprachanalytiker Mauthner andererseits, erweist sich dabei als unhaltbar: Wer sich um 1900 in der zentraleuropäischen Region in grundsätzlicher Weise zum Thema »Sprache« äußerte, kam um eine zumindest implizite Positionierung zur Frage des Sprachnationalismus nicht herum. Mauthners Position, dies sollte klar geworden sein, war die eines leidenschaftlichen und bekennenden Nationalisten; das wird insbesondere dort deutlich, wo er – was häufig der Fall ist – in sprachphilosophische Argumentationen autobiografische Erläuterungen oder politische Kommentare einfließen lässt. Dies alles macht sein Werk keineswegs belanglos, im Gegenteil: Auch wenn seine sprachphilosophischen Ausführungen sich in der retrospektiven Betrachtung – aus dem Blickwinkel der modernen sprachanalytischen Philosophie oder dem von der Sprachwissenschaft herkommenden Strukturalismus – als gerade eben nicht zukunftsweisend darstellen, sind sie doch ein Zeitdokument von hoher Aussagekraft. Den angesprochenen problematischen Hintergrund weiter auszuleuchten, könnte daher eine lohnende Zielsetzung zukünftiger Mauthner-Forschungen sein.



151 Cf. Borsche, Tilman (Hg.):
Klassiker der Sprachphilosophie.
Von Platon bis Noam Chomsky.
München: Beck 1996, p. 13.

152 Collins, Randall: The Sociology
of Philosophies. A Global Theory of
Intellectual Change, Cambridge
/Mass. [et al.]: Belknap Pr. of Harvard
UP 2000, p. 1018.

Ähnlich auch in: K.L. [Lorenz, Kuno]:
Sprachkritik. In: Kambartel, Friedrich
(Hg.): Enzyklopädie Philosophie 4.
Stuttgart, Weimar: Metzler 1996, p.
60f., hier p. 60.

Peter Stachel, Univ. Doz. Dr., Jahrgang 1965, Studium der Geschichte, Europäischen Ethnologie und
Philosophie an der Universität Graz, Promotion 1999, Habilitation für Neuere Geschichte 2005.
Mitarbeiter des SFB *Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* in Graz von 1995–2004, seit 1999
Mitarbeiter der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der Österreichischen
Akademie der Wissenschaften in Wien. Publikationen u.a.: (m. M. Csáky), *Speicher der Gedächtnisses*.
Bibliotheken, Museen, Archive, 2 Bde. (2000-2001); (m. M. Csáky) *Die Verortung von Gedächtnis* (2001);
Mythos Heldenplatz (2002); (m. C. Szabó-Knotik), *Urbane Kulturen in Zentraleuropa* (2004).

Kontakt: peter.stachel@oeaw.ac.at

